



20²¹
22

DENK RÄUM ERWEITERN

Praxis und Theorie im Internationalen Familienzentrum

In Erinnerung an die Opfer des rassistischen Terroranschlags
in Hanau am 19. Februar 2020:

Gökhan Gültekin
Sedat Gürbüz
Said Nesar Hashemi
Mercedes Kierpacz
Hamza Kurtović
Vili Viorel Păun
Fatih Saraçoğlu
Ferhat Unvar
Kaloyan Velkov

#SayTheirNames

Inhalt	04
Grußwort der Bürgermeisterin: Dr. Narges Eskandari-Grünberg	06
Einführung: Stefan Gebauer und Karsten Althaus	08
Erinnerungen an „die Gusti“ – Aus dem Leben der Gründerin und aus den Anfängen des IFZ: Dr. Elisabeth Gebhardt-Jaekel	12
Buchempfehlung zum Thema „Flucht und Migration“: Marlene Krekeler	20
Diskriminierungskritische Sprache – Wir sind auf dem Weg: Anna Willich	21
Ja, was sollen sie denn machen? Situation geflüchteter Familien im Spannungsfeld von Kindeswohlgefährdung: Carina Engel, Torsten Wyrwa	23
„Jemanden ganz für mich!“ – Die Magie des Programms „Balu und Du“ und dessen Ausweitung auf Kinder mit Fluchthintergrund: Anne Katrin Strupp-Nassabi	29
Buchempfehlung zum Thema „Flucht und Migration“: Marlene Krekeler	32
Kinderschutz über Ländergrenzen: Amelie Fauser	33
Buchempfehlung zum Thema „Flucht und Migration“: Marlene Krekeler	39
Hemats langer Weg von Afghanistan nach Deutschland: Hemat	40
Das Kopftuch im (Arbeits-)Alltag: Salima El Morabiti	46

Erste Umfrage zur Diversität in unserer Einrichtung – Zusammenfassung der Ergebnisse: Curriculum-AG des Qualitätszirkels Diversität: Jens Dohrmann, Fehmi Odabaş, Anne Katrin Strupp-Nassabi, Anna Willich, Senka Turk	48
Assoziationen zum Begriff „Diversität“ – eine Gedankenübertragung in die Praxisräume: Senka Turk	54
Der rassismuskritische Safer Space – muss das sein? Jenny Scherz, Anna Willich	56
Ein Montagmorgen um 7:30Uhr eines total verrückten Jahres: Marion Ring	60
Denkräume erweitern, öffnen, teilen: Erziehungspartnerschaft im Abstand: Mia Neumann	63
Da öffnete sich die Tür zum Wald: Layla Antar	66
Die „neue Normalität“ an der ESB Ludwig-Richter-Schule: Jonas Blahowetz, Jacobo Quiroz, Liliana Raekow	68
Die offene Jugendarbeit im “Lichtblick” stellt sich neu auf: Ioannis Dimitriadis	73
Fotograf: Arez Ghaderi	79
Zahlen, Daten, Fakten	80
Einrichtungsverzeichnis	82
Impressum	87

Liebe Leser*innen,

ein Jahr voller Herausforderungen liegt hinter uns. Die Corona-Pandemie hat viele Selbstverständlichkeiten infrage gestellt. Oftmals war es nicht mehr einfach möglich, die Familie oder Freunde zu besuchen, gemeinsam zu feiern oder am kulturellen Leben teilzunehmen. Um der Einsamkeit und auch der Besorgnis zu entgehen mussten neue Formen des Zusammenseins und der Solidarität gefunden werden. Menschen haben füreinander eingekauft, sich Trost gespendet und ihre persönlichen Treffen ins Digitale verlagert. Die Pandemie hat uns schwer getroffen, aber sie hat uns auch kreativ gemacht.

„Denkräume erweitern“ ist das Thema des diesjährigen Tätigkeitsberichtes des Internationalen Familienzentrums. Ich kann mir kein Motto vorstellen, mit dem das vergangene Jahr besser auf den Punkt gebracht werden könnte. Es müssen neue Wege gefunden werden, miteinander in Kontakt zu treten, das Soziale auch unter widrigen Bedingungen stattfinden zu lassen. Die Aufgaben, vor denen die Gesellschaft steht, sind zu groß, um sie ruhen zu lassen, bis sich die Verhältnisse normalisiert haben.

Das Internationale Familienzentrum ist hier beispielhaft vorangegangen. Mit großer Verve ist es gelungen, Klient*innen zu erreichen und neue Angebote zu schaffen. Als Bürgermeisterin und Dezernentin für Diversität, Antidiskriminierung und gesellschaftlichen Zusammenhalt ist es mir ein Kernanliegen, dass Begegnung ermöglicht wird. Die Krisen, denen wir gegenüberstehen, lassen sich nur gemeinsam bewältigen. Im gegenseitigen Austausch, im Verständnis für den anderen liegt der Schlüssel zu einer diskriminierungsarmen, lebenswerten Stadt für alle.

Mit dem Wissen und der Expertise, die in den vergangenen Jahren gesammelt, mit den neuen Denkräumen, die erschlossen wurden, werden wir auch den kommenden Herausforderungen begegnen können.

Ein Krieg ist ausgebrochen mitten in Europa. Russland hat unprovokiert die Ukraine überfallen. Dieser Krieg macht uns Angst. Er bedroht das Leben der Menschen in der Ukraine und nimmt ihnen ihr Zuhause. Viele von ihnen müssen das Land verlassen und fliehen in europäische Nachbarstaaten. Diese zeigen sich solidarisch. Die europäischen Länder haben signalisiert, dass die Ukrainer*innen bei ihnen einen sicheren Hafen finden können. Wir wollen ihnen diese Sicherheit und eine Perspektive bieten. In solchen Zeiten, bin ich besonders froh, dass Frankfurt starke zivilgesellschaftliche Institutionen wie das



© Privat

Internationale Familienzentrum hat. Denn viele der Ankommenden werden der Hilfe bedürftig sein. Krieg und Flucht hinterlassen psychische Narben und es braucht eine Community, damit umgehen zu können.

Frankfurt kann diese Community bieten. Migration – zu der natürlich auch Fluchtgeschichten gehören – ist ein essentieller Teil der Identität dieser Stadt. Ich bin dankbar, mit Ihnen zusammen Denkräume eröffnen zu können, wie wir den Menschen in Notsituationen beistehen, wie wir den Krisen begegnen.

Ihre Bürgermeisterin und Diversitätsdezernentin,
Dr. Nargess Eskandari-Grünberg

Letztes Jahr schrieben wir an dieser Stelle, dass ein hoffentlich einzigartiges Jahr hinter uns liegt. So kann man sich täuschen. Es war nun das zweite Jahr, das von Corona geprägt war.

Aus diesem Grund möchten wir uns zuerst bei den Mitarbeitenden des IFZ bedanken: Für ihr Durchhaltevermögen, für ihren Einsatz, ihre Kraft alles zu bewältigen, ihre Beharrlichkeit und ihre Ideen, wie mit dieser einzigartigen Krise umgegangen werden kann. In den sozialen Bereichen gibt es kaum die Möglichkeit in ein Homeoffice „entschwinden“ zu können, es ist meistens die Arbeit direkt an den Klient*innen, Familien, Kindern und Jugendlichen. Dieses erhöhte Risiko haben wir leider auch in erhöhten Ansteckungszahlen gespiegelt bekommen. Trotzdem wurden die Angebote aufrechterhalten, und die Arbeit mit und für unsere Klient*innen wurde in gewohnt hohem Maße ausgeführt. Danke nochmals an alle hierfür. Zum Thema Corona, besonders zum Umgang damit in unserer täglichen Arbeit, finden Sie vielfältige Artikel im diesjährigen Bericht.

Nun scheint eine neue Herausforderung hinzukommen. Durch den Krieg in der Ukraine stehen wir alle vor vielfältigen Aufgaben. Geflüchtete Men-

schen müssen eine Unterbringung bekommen, in Großunterkünften, aber auch in verschiedenen anderen Wohnmöglichkeiten. Kinder müssen so schnell wie möglich in Kitas und Schulen aufgenommen werden, es wird zu einer Überbelegung und somit zu einem höheren Arbeitsanfall für Mitarbeitende kommen. Beratungsangebote aller Art werden vermehrt nachgefragt werden.

Zusätzlich ist es aber wichtig, auf das Zusammenleben in unserer Stadt zu achten. Wir müssen darauf Wert legen, dass es nicht nur in Frankfurt, sondern auch in unserer Einrichtung zu Spaltungen oder Unstimmigkeiten kommen könnte. Das IFZ hat auch in Zeiten so großer Krisen, gerade durch die vielfältige Personalbesetzung, extreme Belastungen gemeistert. Als Einrichtung der pädagogischen und Sozialen Arbeit sind wir dem humanistischen Menschenbild verpflichtet. Dies greift auch unser Leitbild auf, in dem es heißt, dass sich die Teams „(...) gezielt mit Stereotypen, Ausgrenzung und Diskriminierung auseinander (...)“ setzen. Die bisherigen Erfahrungen zeigen, dass sowohl bei Nutzer*innen als auch bei Mitarbeitenden Unsicherheiten und Ängste entstehen können. Die mediale Aufarbeitung dieser Katastrophe lässt uns nicht unberührt. Unabhängig vom

„Verursacher“ des Krieges: Am Ende leiden alle Menschen, hierauf müssen wir uns konzentrieren.

Unser diesjähriges übergreifendes Thema lautet **„Denkräume erweitern“**. In *„Begegnungen im Abstand“* (dem letztjährigen Titel) ist bereits vielfältig dargestellt worden, wie wir als IFZ in den unterschiedlichen Bereichen und Einrichtungen coronabedingt neue Konzepte, Methoden und Formen der (Zusammen-)Arbeit entwickelt haben – da ist mitten im Krisenmanagement sehr viel Gutes und Gelingendes entstanden. Diese Erfahrungen möchten wir nun reflektieren und herausstellen, und wir haben daher für die nun anstehende Veröffentlichung den Titel *„Denkräume erweitern“* ausgerufen. Dieser Titel wird der rote Faden sein, der sich durch viele Texte und Beiträge zieht.

Der diesjährige Tätigkeitsbericht hat sich etwas verändert. Wir haben die Versäulung der vier Bereiche aufgehoben und haben die verschiedenen Artikel aus den Bereichen eher thematisch geordnet. Dies passt hervorragend zum gesamten Konzept und der Entwicklung im IFZ; die Bereiche arbeiten immer enger zusammen und sind vielfach auch übergreifend tätig. Wir freuen uns, Ihnen erneut die Möglichkeit geben zu können, unsere Ar-

beit in aller inhaltlichen, textlichen und grafischen Güte und Vielfalt darzustellen.

Allgemein sind, neben dem Thema Corona, das große Feld Rassismus, aber auch Fluchterfahrungen und Ankommen in Frankfurt Themen im diesjährigen Tätigkeitsbericht. Dies haben wir aus unterschiedlichen Sichtweisen und Perspektiven versucht darzustellen.

Einführend möchten wir Sie über übergreifende Themen des IFZ aus dem Zeitraum der Veröffentlichung des letzten Tätigkeitsberichtes bis heute informieren. Ein erneutes Wachstum des Vereins hat trotz aller Widrigkeiten stattgefunden. Besonders im Bereich der Erweiterten Schulischen Betreuungen (ESB Hellerhofschule und ESB Uhlandschule) und durch den Ausbau der Jugendhilfe in der Grundschule mussten und durften wir viele neue Mitarbeitende gewinnen. Auf der Seite „Zahlen – Daten – Fakten“ finden Sie eine entsprechende Entwicklung der letzten Jahre. Aber auch in vielen anderen Bereichen wurde erweitert, verstärkt und ausgebaut.

Bei diesem Thema sind wir bereits bei einem kurzen Ausblick für dieses Jahr und somit bei einer

Einführung

großen neuen Herausforderung: Durch das sogenannte „Gute-Kita-Gesetz“ werden wir dieses Jahr zusätzlich 10-12 Fachkräfte nur im Bereich Kitas einstellen können. Dies entlastet die Mitarbeitenden in den Kitas spürbar und sorgt für eine bessere Arbeit mit Kindern. Dies begrüßen wir natürlich sehr. Dennoch wird es eine Herausforderung sein, in einem sehr engen Arbeitsmarkt diese Fachkräfte zu gewinnen.

Es gab zudem noch weitere Veränderungen im IFZ seit dem letzten Bericht. Dies betrifft besonders die Ebene der Bereichsleitungen. Bereits vor einem Jahr haben wir angekündigt, die Stelle einer Leitung Pädagogik und Entwicklung zu schaffen. Hierdurch wurde der Unterbau der Geschäftsführungsebene gestärkt und dem großen Wachstum des IFZ in den letzten Jahren gerecht. Für diese Position konnten wir Frau Hafida Allouss gewinnen, vorher war sie die Bereichsleitung Jugend-Schule-Beruf. Ihre Nachfolge in diesem Bereich wurde Frau Julia Trapp, zuvor Leitung der ESB Frauenhofschule, die dann Anfang 2022 dankenswerter Weise nochmals den Bereich wechselte und nach dem Abschied von Wolfram Prühs die neue Bereichsleitung Hilfen zur Erziehung wurde. Zeitgleich hat Herr Sergio Terelle,

vorher Teamleitung ESB Ludwig-Richter-Schule, die so frei gewordene Stelle der Bereichsleitung Jugend-Schule-Beruf übernommen. Sie merken: Es gab einige Veränderungen und Rochaden, die sich aber bereits in kurzer Zeit sehr gut eingespielt haben und viel Input geben. Besonders freut uns, dass wir diese Positionen intern besetzen konnten und hier auf eine sehr gute Basis setzen können.

Eine weitere wichtige Entwicklung im IFZ ist der Start des Qualitätszirkels Diversität. Er bildet einen zentralen Bestandteil unserer Arbeit, den wir natürlich auf den verschiedenen Ebenen voranbringen und fördern wollen. Auch hierzu finden Sie im Weiteren mehrere interessante Artikel.

Wir möchten es nicht versäumen, uns an dieser Stelle auch bei unseren Geldgeber*innen, der Stadt Frankfurt, dem Land Hessen, dem Landeswohlfahrtsverband und dem Bistum Limburg zu bedanken. Ganz besonders möchten wir unseren Dank gegenüber dem Magistrat und den Stadtverordneten zum Ausdruck bringen. Das unserer Arbeit entgegengebrachte Vertrauen und die finanzielle Unterstützung tragen wesentlich zur Existenzsicherung des Internationalen Familienzentrums bei.

Ebenso richtet sich unser Dank an die Stiftungen und Einzelpersonen, mit deren Hilfe wir so manches Projekt initiieren konnten. Vor allem mit der Stiftung Polytechnische Gesellschaft Frankfurt und dem Jugendamt können wir auch weiterhin im Rahmen der Familienbildung das Projekt „Willkommenstage in der frühen Elternzeit“ durchführen.

Allen an der Entstehung dieses Berichts maßgeblich Beteiligten, im besonderen den Autor*innen, die erneut hochqualifizierte Arbeit beschreiben und in fast schon wissenschaftlicher Form ihre Gedanken und Weiterentwicklungen darstellen, möchten wir ebenfalls unseren Dank ausdrücken, insbesondere dem Team der Redaktionskonferenz Frau Anna Willich, Herrn Jens Dohrmann, Herrn Torsten Wyrwa und Herrn Sergio Terelle für die Ideen zur Gestaltung, das Sammeln der einzelnen Artikel und Unterstützen der Autor*innen, den Titel des Tätigkeitsberichts und noch zusätzlich für die Lektor*innenarbeit sowie den Verbesserungsvorschlägen. Auch hier haben wir eine deutliche fachliche Weiterentwicklung erlebt.

Wir freuen uns auf ein spannendes neues Jahr mit vielen neuen Herausforderungen und wünschen Ihnen interessante Momente beim Lesen unseres diesjährigen Tätigkeitsberichts.

Frankfurt am Main, im März 2022



Stefan Gebauer
Vorsitzender des
Vorstands



Karsten Althaus
Geschäftsführung

E

innerungen an „die Gusti“ – Aus dem Leben der Gründerin und aus den Anfängen des IFZ



© Privat

Wer das IFZ in seinen frühen Jahren erlebt hat, hat ihr Bild in Erinnerung – mit wehendem Rocksaum, fast immer in Eile und oft zu spät, den Kopf prall voll mit Plänen, Projekten und Ideen. Aber war sie erst einmal da, dann war sie da, in eindringlicher Präsenz, voller Optimismus, Tatkraft und Zuversicht, ganz auf ihr Gegenüber, dessen Fragen, Sorgen und Nöte konzentriert: „die Gusti“, wie sie im familiären Ambiente der IFZ-Frühzeit hieß. Heute, Jahrzehnte später, ist sie schattenhaft geworden, ist sie die ‚Gründerin‘, von der man kaum

noch etwas weiß. Daher hier, gut ein Jahr nach ihrem hundertsten Geburtstag, einige Erinnerungen von ihrer Tochter – ein kleiner Rück-Blick auf ihre Persönlichkeit und ihr Werk, um „der Gusti“, dieser ständig gründenden Gründerin, wieder Leben, Kontur und Farbe zu geben und ein wenig von der Wärme, Empathie und Ausstrahlung spüren zu lassen, die für sie so charakteristisch gewesen sind.

Eine „Pionierin“ wurde meine Mutter oft genannt, weil sie immer wieder Neuland betrat, mutig, entschlossen und im Vertrauen darauf, dass die Sache schon irgendwie glückt. Und eine Pionierin war sie schon als Kind. Denn als einziges – und noch dazu als jüngstes – von vier Kindern einer Arbeiterfamilie in Nürnberg hatte sie das Glück, die Oberschule zu besuchen, das Abitur zu machen und später, allen Widrigkeiten zum Trotz, auch noch studieren und promovieren zu dürfen. Ihr Grundschullehrer, dem sie zeitlebens dankbar war, förderte als ihr „guter Geist“ gegen den Widerstand des Vaters das talentierte und wissbegierige Kind.

In der Familie ging es dürrtig zu. „Wir waren einfach arm“, hat meine Mutter einmal gesagt. Es gab meist nur das Nötigste, und oft nicht einmal das. Zur Schule wurde kilometerweit zu Fuß marschiert, war kein Geld für den Gasautomaten da, erledigte man die Schulaufgaben eben im Schein der Straßenlaterne auf der Fensterbank, und die

vier Schwestern schliefen jeweils zu zweit in einem Bett.

Der Vater, gelernter Kunstschlosser, ein talentierter, vielfältig interessierter und kreativer Mann, hatte etwas vom Typus des genialen Erfinders, der das Unmögliche möglich macht – oder es zumindest hartnäckig versucht, wovon seine jüngste Tochter eine gute Portion mitbekommen hat. Er war in der Arbeiter*innenbewegung aktiv, vertrat als Gründungsmitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands die Ziele und Ideale des Kommunismus und trat als überzeugter Pazifist für die Idee des Weltfriedens ein. Als früher Globalist erlernte er die Weltsprache Esperanto, die geschaffen worden war, um Brücken zwischen den Völkern und Nationen zu bauen und die Ghettoisierung zu überwinden – ein Anliegen, damals so brennend aktuell, wohl auch so utopisch, wie heute. 1943, mitten im Krieg, schrieb er an Hitlers Reichsluftfahrtminister und Reichsmarschall Göring, er solle „endlich aufhören mit dem dummen Krieg“ – eine ebenso impulsive wie tollkühne Tat, die er kurz darauf seinen Töchtern beichtete. Sie bangten voller Entsetzen um ihn, doch der Brief kam wenig später, geöffnet und wieder verschlossen, an ihn zurück. Auch einige Vorladungen zur Gestapo überstand er, mit sehr viel Glück, folgenlos. Die Eltern waren ein spannungsreiches Paar: der Vater ein selbst erklärter Atheist, allerdings von der toleranten Art, der anderen ihre Religion und jeden auf seine Fassung selig werden ließ, die Mut-

ter eine tief gläubige Frau, die ihr Vertrauen auf Gott an ihre Töchter weitergab. Für meine Mutter sollte dies Gottvertrauen zeitlebens die wichtigste Quelle sein, die ihr Kraft gab für ihren unermüdlichen, oft spontanen Einsatz für jeden, dessen Not sie sah.

Trotz Armut war das Familienleben rege, Austausch, Lektüre, Bildung und Kultur waren wichtig, vor allem das Musizieren hatte einen hohen Stellenwert. Wenn die vier Schwester mit ihren schönen Stimmen abends am offenen Fenster sangen – es war ja eine noch weitgehend radiolose Zeit –, gingen die Fenster der Nachbar*innen auf, und alle hörten freudig zu.

1929 brach die Weltwirtschaftskrise aus. Ausgelöst von einem Crash an der New Yorker Börse überrollte sie rasch, wie ein Tsunami, die Kontinente. Auch Deutschland brachte sie soziales Elend, Verzweiflung, Massenarbeitslosigkeit. Ein Ausweg schien da für viele die Auswanderung zu sein, so auch für den Vater der jungen Gusti – sie war da gerade acht Jahre alt. Ohne Arbeit, ohne Perspektive, aber voller Elan, sah er in der Sowjetunion damals noch ein Land der Verheißung, zumal es von seiner Seite her noch aus St. Petersburg deutsch-russische Vorfahren gab. Er fackelte nicht lang: die Umsiedlung wurde beschlossen, der Wäscheschrank verkauft, Widerstand war zwecklos. Erst im letzten Moment blies er das Unternehmen überraschend ab, zur gewaltigen Erleichterung

Erinnerungen an „die Gusti“ – Aus dem Leben der Gründerin und aus den Anfängen des IFZ

von Töchtern und Frau. Ein düster-prophetischer Traum habe ihn gewarnt, gab er der erstaunten Familie als Begründung an.

Die Familie blieb in Nürnberg, der Heimatstadt. Sie durchlebte, durchlitt und überstand dort den Krieg: die verheerenden Luftangriffe, die dem Standort der Rüstungsindustrie und der ‚Stadt der Reichsparteitage‘ galten, die Einsätze in der Kriegsproduktion, den Arbeitsdienst. Die herzkrankte Mutter starb in den ersten Kriegsjahren, ohnehin hatte nur selten das Geld für Arzt oder Medikamente gereicht. Wenig später starb die älteste der vier Schwestern bei Geburt ihres ersten Kindes, auch hier war kein Geld für Arzt oder Klinik da, um sie zu retten.

Im Sommersemester 43, kurz nach der Hinrichtung von Sophie Scholl, fing meine Mutter in München zu studieren an. Das Wintersemester 43/44 begann sie noch in Wien, wenig später vom Krieg unterbrochen. Von der Kunstgeschichte wechselte sie bald zur Psychologie, vom Artefakt zu den Menschen, denen sie sich lebenslang mit all ihren Kräften widmen sollte. Doch auch die Freude an Kunst und Kultur, die Neugier auf das Andere, das Fremde erhielt sie sich als eine bereichernde Herausforderung, ob sie nun unermüdlich durch Museen und Kirchen zog, Reisen unternahm, sobald und solange sie das konnte, oder, ungläubig staunend über sich selbst, hoch oben auf der Chinesischen Mauer stand. Denn für die Interaktion

mit dem Menschen wie mit der Kunst besaß sie die richtige Fähigkeit: sich einlassen und sich einfühlen zu können, ohne Vorbehalt, zu rätseln, zu enträtseln und zu verstehen.

Nachkriegszeit – Aufbruchzeit: Studium und Abschluss, Familiengründung. Mein Vater, ein zunächst brotloser Philosoph, der durch den Wehrdienst bedingt erst nach ihr sein Studium beenden konnte, sollte später langjähriger Leiter der katholischen Rabanus-Maurus-Akademie in Frankfurt sein. Auch er verdankte seine Bildungskarriere übrigens einem „guten Geist“: bei ihm war es die Lehrerin, die dem Sohn einfacher Eltern von der Dorfschulklasse heraus zu Abitur und Studium verhalf.

Die junge Familie wohnte bei Vater und Schwestern in Nürnberg und schlug sich irgendwie durch. Kleine Artikel für eine Metzgerszeitung, die meine Mutter in dieser Zeit schrieb, waren für ihre später recht erfolgreiche Autorinnenkarriere vielleicht schon der Probelauf...

Nachkriegszeit – Trümmerzeit: Scharen von Geflüchteten und Vertriebenen, umherirrende Heimkehrende aus Krieg und Gefangenschaft, Hunger, Mangel, Kälte und Not. In Frankfurt linderte erste Nöte die „Katholische Volksarbeit“, entstanden zwischen 1945 und 1947 aus Suppenküche und Bahnmissionsmission und bald durch ein Jugendwerk und Bildungsangebote erweitert. Heute, ein Drei-

vierteljahrhundert später, bietet sie als „Haus der Volksarbeit e.V.“ (HdV) eine Vielzahl von Hilfen für alle erdenklichen Lebens- und Krisensituationen an.

Mit Gründung des „Familienbildungswerks im HdV“ 1954 trat meine Mutter in Frankfurt auf den Plan. Sie wurde mit dessen Aufbau betraut und sollte es erfolgreiche Jahrzehnte lang leiten. Vom Trümmer-Nürnberg über ein Gastspiel in München, wo vergeblich auf eine Assistentenstelle für den Vater gehofft worden war, ging es ins bombenversehrte Frankfurt weiter, wo sie wie so viele andere kräftig Pionier*innenarbeit leistete.

Der Bedarf war immens. Die Menschen, aus der Bahn geworfen, desillusioniert und verstört, hungerten nach Zuspruch, Orientierung und Rat. Eine Erziehungsberatungsstelle mit Therapieangeboten entstand, eine Heilpädagogische Kindertagesstätte kam dazu. 1957 folgte ein „Hauswirtschaftlicher Sonderlehrgang für noch nicht berufsreife Mädchen“ – eine Art Vorläufer der BVB-Reha des IFZ. Eine „Elternschule“, auch das war damals noch neu, wandte sich explizit auch an die Väter. Die Atmosphäre war familiär, die Einrichtung, christlich geprägt, stand allen Rat- und Hilfesuchenden offen.

1962 erschien das erste Gusti Gebhardt-Buch, das al punto den Zeitgeist traf: „Von Fünf bis Fünfundzwanzig. Geschlechterziehung in Gesprächen.“

A*

Abwechslung
Achtsamkeit
Akzeptanz
Alle
Alles
Allg. Reflexion von Privilegien
Allgegenwärtig
Alter
Andersartigkeit
Andersgeschlechtlich
Anderssein, Anders
Anerkennung
verschiedener Gruppen

Antibleismus
Antiadulthoodismus
Antidiskriminierung
Antirassismus
Antisexismus
Anwerbung
Arbeitsvermittlung
Aufklärung
Auseinandersetzung mit
Vielfältigkeit
Ausgrenzung
Äussere Erscheinung
Austausch

* Assoziationen zum Begriff „Diversität“

Erinnerungen an „die Gusti“ – Aus dem Leben der Gründerin und aus den Anfängen des IFZ

Im verkrampft-verklemmten Deutschland einer Zeit, die noch tief im Geist der fünfziger Jahre steckte, kam es für viele wie ein Befreiungsschlag – heute kaum vorstellbar: da war eine katholische Autorin, die klar und verständlich über Aufklärung sprach, Orientierung gab und Eltern von ihren Zweifeln und Ängsten befreite. Das Buch erreichte hohe Auflagen und wurde in mehrere Sprachen übersetzt, weitere Bücher zu Erziehung, Ehe und Familie folgten.

Auf großes Interesse stieß sie auch mit dem Thema „Legasthenie“, das sie im Fernsehen – ein für sie neues Medium – frühzeitig als eine spezifische Störung vorstellte. „Immer diese dummen Fehler“, eine zehnteilige Dokumentation im ZDF 1967/68 mit hoher Sehbeteiligung und lebhafter Resonanz, machte die Lese-Rechtschreibstörung vielen Familien bekannt und zeigte anhand einer speziellen Lernmethode Wege zur Behandlung und Förderung der betroffenen Kinder. Eltern wurde so die Sorge genommen, sie hätten ein „dummes Kind“, und die Kinder wurden aus dem Kreislauf von Misserfolgen und Entmutigung erlöst, in dem sie durch solche Zuschreibung steckten. Wie mit ihren Publikationen und den zahlreichen Vorträgen, die sie zu aktuellen Themen hielt, kam es ihr auch hier darauf an, auch jenseits der Schwelle der Institution möglichst viele Ratsuchende an ihren Erfahrungen aus dem Beratungsalltag teilhaben zu lassen.

In diesem Sinn verstand sie auch ihre langjährige Tätigkeit im Rundfunkrat des HR, die sie freudig ausfüllte, solange sie dies konnte: als Möglichkeit, durch die Programmgestaltung Themen publik zu machen, die aktuell und hilfreich waren für die, denen sie sich verpflichtet fühlte, und als ein Teil des öffentlich-rechtlichen Bildungsauftrags, den sie sehr ernst nahm. Denn sie hatte ja selbst durch ihren guten Lehrer erfahren, wie wichtig die Bildung als Schlüssel zu einem autonomen Leben ist.

Ende der sechziger Jahre tauchte mit der „Hasswiese“, wie sie in den Anfängen hieß, und den ersten Fixer*innen eine neue, rasch ausgreifende Problematik auf. Die Drogenszene entstand, sie wuchs und etablierte sich – Frankfurt war früh ein Drogen-Fokus und ist es noch. Die jungen Abhängigen, die nach und nach hilf- und orientierungslos in den Beratungsstellen anlandeten, waren eine ganz eigene, stark fordernde, kräfteverzehrende Klientel, die mit ihren Ansprüchen die Grenzen der herkömmlichen Therapie- und Beratungsarbeit sprengten und nach eigens für sie entwickelten Hilfsangeboten verlangten. So entstand 1971, noch unter dem Dach des Familienbildungswerks, die Hermann-Hesse-Schule, wie sie von der ersten Schüler*innengeneration getauft worden war, als deutschlandweit einzige Schule für Drogenabhängige, die dort ihre unterbrochene Bildungskarriere fortsetzen und einen staatlich anerkannten Abschluss erwerben konnten. Andere Angebote

kamen dazu, doch sie reichten nicht aus – eine eigene, auf die Suchthilfe und mit ihr assoziierte Konfliktfelder fokussierte Einrichtung musste her. Wieder ein Stück Pionier*innenarbeit.

Es wurde geplant, Mitarbeitende wurden gefunden, auf teils unkonventionelle Art. So heuerte meine Mutter einen Ex-Seemann für die Suchthilfe an, noch ehe er sein Psychologendiplom in der Tasche hatte. Mühsam – wie zu allen Zeiten – war natürlich die Beschaffung von Geld. Es gelang ihr oft erst im letzten Moment, die nötigen Mittel aufzutreiben. Klinken mussten geputzt, potentielle Geldgeber*innen mussten hartnäckig belagert werden, zähe Überzeugungsarbeit stand an. Doch wenn es um die Verwirklichung ihrer Projekte ging, konnte „die Gusti“, bei all ihrem Charme, erstaunlich lästig sein. „Wenn man die Gusti Gebhardt zur Vordertür rausschmeißt, kommt sie zur Hintertür wieder rein“– diese seufzende Feststellung des damaligen Sozialministers Armin Clauss hätte auch der Stadtkämmerer Ernst Gerhardt unterschrieben, mit dem sie eine fast freundschaftliche und für ihre Projekte durchaus lukrative Beziehung verband.

1975 erfolgte dann die Gründung der Jugendberatung und Jugendhilfe (JJ) als ein e.V., der heute ein erfolgreicher Träger mit umfassenden ambulanten und stationären Angeboten im Bereich der Jugend-, Eingliederungs- und speziell der Suchthilfe ist.



© Arez Ghaderi

Wie bei ihren „Drogenleuten“, bei denen sie handelte, als die Dramatik dieses Problems gerade erst ins allgemeine Bewusstsein drang, erkannte meine Mutter auch bei den „Gastarbeitern“, wie sie in den 70er Jahren hießen, schon früh, dass die herkömmlichen Hilfsangebote vielfach an ihnen vorbeigingen, sie enttäuschten oder gar nicht

Erinnerungen an „die Gusti“ – Aus dem Leben der Gründerin und aus den Anfängen des IFZ

erst erreichten. Es scheiterte an den Sprachbarrieren und an gegensätzlichen Vorstellungen über das, was der und die jeweils andere zu „erbringen“ habe. Die Gesellschaft war seinerzeit, über ein halbes Jahrhundert ist es ja jetzt schon her, auf dieses Szenario nicht eingestellt: dass die erste Migrant*innengeneration nach ihrem „Gastspiel“ nicht einfach die Bühne verlassen würde, um stillschweigend in die Heimatländer zurückzukehren, sondern dass sie blieb – und mit ihr ein gewaltiges Stück Arbeit, das vor diesen Menschen lag, um auch innerlich anzukommen in einem noch immer fremden Land. Fragen, Nöte und Probleme wurden auf einmal sichtbar, die eigener Antworten bedurften – und eine solche Antwort war eine Institution, speziell konzipiert für Familien mit Migrationshintergrund. Das IFZ war geboren, wenn auch zunächst nur im Kopf seiner Gründerin.

Von der ‚Internationalen Elternschule‘, wie sie in ihren Anfängen hieß, mit ihrem überschaubaren interkulturellen Team im provisorischen Domizil, bis zum weit über Frankfurt hinaus bekannten und geschätzten IFZ mit seiner Vielzahl professioneller Mitarbeitender und seiner Kernkompetenz des kultur- und migrationssensiblen fachlichen Handelns von heute war es ein langer Weg – ein von Aufbruchstimmung getragener, oft aber auch mühevoller Weg, der von vielen Engagierten Schritt für Schritt gebahnt und bewältigt worden ist und der nach wie vor, Tag für Tag, neue Herausforderungen bringt.

Er begann 1975 in einer ehemaligen Schweizer Bank an der Bockenheimer Landstraße, einem nüchternen Zweckbau mit spärlichem Garten als Außenbereich. Die Geschäftsstelle, eine Sozialberatung in verschiedenen Sprachen – eine seinerzeit geradezu revolutionäre Idee –, die Erziehungsberatung, der Hort und ein Kindergarten wurden dort etabliert. Der Kindergarten landete im obersten Stock – für die vitalen, bewegungshungrigen, teils traumatisierten Kinder nicht gerade der ideale Ort, denn zum ‚Auslauf‘ ging es allenfalls in den nahegelegenen Grüneburgpark. Die Leitung des Kindergartens übernahm Ortrud Heyme, eine frühere Schauspielerin, die unglaublich engagiert, kreativ und behutsam auf ‚ihre Kinder‘ einging und sie auch unter den schwierigen Erstbedingungen förderte. Gerade frisch psychologie-diplomiert und auf dem Sprung zur ersten Stelle, habe ich sie aus nächster Nähe, sprich der harten Praxis heraus erlebt, denn ich fungierte etliche – für mich äußerst anstrengende – Wochen als ihre Helferin. Aber auch in den vielen Jahren danach habe ich ihren Einsatz für die IFZ-Kinder und deren Eltern bewundert.

1976 zog das IFZ in die Bockenheimer Falkstraße um. Geschäftsstelle unten, Hort in der Mitte, die Erziehungsberatung unterm Dach im vierten Stock, nicht unbedingt barrierefrei und für kommende Klimakrisen gewiss nicht gewappnet, wovon sich ihr späterer Leiter, Mitarbeiter der ersten Stunde, allerdings nicht abschrecken ließ – im Gegenteil:

er blieb dem IFZ engagierte Jahrzehnte lang erhalten. 1977 kam als ‚Flaggschiff‘ der Wiesenhüttenplatz dazu, und auf diese ‚Beute‘ war meine Mutter besonders stolz. Erst im letzten Jahr wurde der denkmalgeschützte Bau, intensiv genutzt und abgenutzt, an die Stadt zurückgegeben. Zahlreiche Erweiterungen folgten in den Jahren danach, und ein Ende ist noch nicht abzusehen.

Das IFZ war das letzte Projekt meiner Mutter, und es lag ihr wohl am meisten am Herzen. Ich erinnere mich an die Begeisterung, mit der sie einige Sätze Türkisch lernte und sich über jeden Zuwachs für ihre multikulturelle IFZ-Familie freute – eine Familie, in der ganz unterschiedliche Persönlichkeiten und Schicksale in einem Ziel zusammenfanden. Eine chilenische Kinderärztin, geflohen vor dem Pinochet-Regime, ist mir in besonderer Erinnerung, eine großartige Frau. Aber es waren auch so viele andere, aus allen möglichen Ecken der Welt, die das IFZ bereicherten.

1977, im Jahr der offiziellen Gründung des IFZ, gab meine Mutter die Leitung ab, noch ehe sie Kenntnis von ihrer Krebserkrankung hatte. Die Jahre, die ihr noch blieben, hat sie intensiv genutzt, froh über jeden produktiven Moment, der ihr noch gegönnt war. Wenige Wochen vor ihrem 64. Geburtstag, im Februar 1985, ist sie gestorben.

Wenn ich auf das Leben meiner Mutter zurückschaue, frage ich mich: wie hat sie es eigentlich

geschafft, all das, was sie bewegt und geschaffen hat, darin unterzubringen? Ihre zwei Kinder kamen jedenfalls nicht zu kurz, sie haben sich selten beklagt. Und auch für Freude gab es in ihrem Leben ja reichlich Platz – für Freude an den Menschen, an den Dingen, an einem Gang über den Trödelmarkt, an einem schönen Augenblick...

Für Freude, die sie verbreitete und die in denen nachlebt, die „die Gusti“ gekannt haben.

Dr. Elisabeth Gebhardt-Jaekel, stellvertretende Vorstandsvorsitzende des IFZ e.V.

Buchempfehlung zum Thema
„Flucht und Migration“

„Der Platz an der Sonne“ von Christian Torkler

Der 2018 veröffentlichte Roman erzählt die Geschichte von Josua Brenner. Ein junger Mann, der an das Scheitern nicht glaubt, obwohl er allen Grund dazu hätte: Er lebt 1987 in Berlin - der Hauptstadt der Neuen Preußischen Republik, die nach dem dritten Weltkrieg schon lange in Trümmern liegt. Als er sich für den langen Weg in das reiche und sichere Afrika entscheidet, nimmt die umgekehrte Fluchtgeschichte seinen Lauf. Sie ist spannend, dramatisch wie humorvoll und wirkt dabei durch die deutsche Perspektive provozierend nah. Die Details zu Schlepper- und Abschottungspraktiken schockieren, weil sie alles andere als frei erfunden sind - sie finden nur auf der anderen Seite des Mittelmeeres statt.

"Stereotype Darstellungen werden hier unter umgekehrten Vorzeichen weitergeführt (...). So behält das kontinentale Doppelporträt den faden Beigeschmack, dass auf einer zweiten Ebene typisierte Vorstellungen des afrikanischen beziehungsweise europäischen Kontinents fortgeschrieben werden." (Deutschlandfunk, 06.12.2018)

"Christian Torkler (...) erzählt auf leichtfüßige Weise vom unzerstörbaren Menschentraum eines besseren Lebens in einer besseren Welt. Er erzählt von einem Traum, der tödlich enden kann, wenn man ihn in die Tat umsetzt." (Bettina Ruczynski, Sächsische Zeitung, 08.11.2018)

Diskriminierungskritische Sprache – Wir sind auf dem Weg

Unsere Sprache beeinflusst unser Denken, sie entspringt aber auch unseren Gedanken und gibt diese wieder. Sie formt uns und wir können sie formen. Ein ausgesprochenes oder niedergeschriebenes Wort ist immer als Handlung zu werten. Daher sehen wir es als eine unserer großen Verantwortungen, auf unsere Sprache im Detail zu achten. Sie ist leider durchzogen von diskriminierenden Formulierungen, und es scheint unmöglich, diskriminierungsfrei zu sprechen oder auch zu schreiben. Allein unsere Unkenntnis bestimmter Zusammenhänge oder Hintergründe ist Ursache hierfür. Aber wir können uns auf den Weg machen hin zu einer zumindest diskriminierungssensiblen Sprache. Dies ist auch Anspruch der vorliegenden Veröffentlichung. Dabei befinden wir uns in einem Lernprozess, werden vieles noch übersehen und manches vielleicht irgendwann anders denken, anders beurteilen und als Ergebnis anders verwenden.

Und zumindest ein Anfang ist gemacht: So herrscht im Internationalen Familienzentrum e.V. Einigkeit darüber, dass wir eine geschlechtergerechte Sprache verwenden wollen, in der sich so viele Menschen wie möglich wiederfinden und angesprochen fühlen. Dabei probieren wir, wenn immer möglich, geschlechtsneutrale Bezeichnungen zu finden. Zudem nutzen wir das Gendersternchen, um auch Geschlechter zu symbolisieren, die durch die gewöhnliche Grammatik nicht abgebildet werden. Ein Sternchen kann zu Beginn eines

Wortes zudem anzeigen, dass dieses rassistisch oder anders diskriminierend konnotiert ist. Allerdings nutzen wir diese Worte ohnehin nur, wenn unbedingt notwendig, so dass wir probieren, diese gänzlich zu überwinden. Doch welche Formen der Diskriminierung transportieren wir weiterhin mit unserer Sprache?

So haben wir uns geeinigt, dass wir vor allem auf Bezeichnungen von Personen mit dem Suffix „-ling“ verzichten wollen. Denn schaut man die Bedeutung des Suffix „-ling“ nach, so finden wir im Duden folgenden Hinweis:

„(...) kennzeichnet in Bildungen mit Adjektiven – seltener mit Substantiven oder Verben – eine Person, die durch etwas (Eigenschaft oder Merkmal) charakterisiert ist (Beispiel Frechling, Schönling, Schützling)“

Und weiter heißt es: „Es gibt im Deutschen eine ganze Reihe von Substantiven mit dem Suffix – ling (...) Solche Bildungen haben häufig stark abwertenden Charakter (...)“

Um es klar zu sagen: Auch wenn uns das häufig nicht bewusst ist, so werden Begriffe, die sich auf Personen beziehen und auf „-ling“ enden, von uns als abwertend wahrgenommen, als defizitär. Zudem schreiben sie der betroffenen Person eine identitätsstiftende Charaktereigenschaft zu. Um es noch klarer zu sagen: Worte wie *Flüchtling,

*Flüchtlingsfamilie etc. sind also klar diskriminierende Formulierungen. Sie führen dazu, dass wir Menschen mit Fluchterfahrung nur oder zumindest sehr stark in nur einem Aspekt ihrer Identität wahrnehmen - nämlich in dieser Erfahrung – und diesen dann auch noch als nachteilig einstufen.¹

Es kann dabei nicht die Aufgabe der Personen mit Fluchterfahrungen sein, dass sie uns die Facettenhaftigkeit ihrer Identität erst wieder vor Augen führen müssen, dass sie beweisen müssen, wie viele Kompetenzen und Ressourcen sie mitbringen, teilweise auch auf Grund der Fluchterlebnisse. Es ist die Aufgabe der von rassistischen Strukturen Privilegierten, an ihrer Wahrnehmung zu arbeiten. Und dies geschieht nicht zuletzt über ihre Sprache. Und ja, das bedeutet, ein wenig Mühe aufzubringen. Diese ist für die sprechende Person jedoch recht überschaubar und viel kleiner, als wenn die betroffene Person sich aus einer defizitorientierten Zuschreibung herausarbeiten muss. Kurz gesagt: an seiner Sprache zu arbeiten ist zumutbar. Der strukturelle Rassismus ist es nicht. An unserer Sprache zu arbeiten, sie zu entwickeln und auf sie zu achten ist sogar zwingend notwendiger Teil einer diskriminierungsbewussten Arbeit und damit einer unserer Kernaufträge.

Welche Begriffe können wir alternativ nutzen? „Mann/Frau/Person/Kind mit Fluchterfahrung“ ist eine Möglichkeit von vielen. Wichtig ist aber vor allem, dass wir uns überlegen, was wir ausdrücken wollen und welche Infos zur Identität der Person überhaupt im Kontext relevant sind (z.B. ist für ein Gespräch vielleicht gar nicht die Fluchterfahrung als solche relevant, sondern nur die Sprachkenntnisse. Dann reicht es, diese zu benennen.) Wir neigen dazu, bestimmte Merkmale einer Person zu benennen, auch wenn sie völlig irrelevant für das Gespräch sind. Dann müssen wir uns fragen, was wir genau damit bezwecken wollen und können die Aussage daraufhin wahrscheinlich konkretisieren bzw. verändern und damit vorurteilsbewusster gestalten. Darauf gilt es im (Berufs-)Alltag zu achten und uns einander ggf. aufmerksam zu machen.

Als IFZ nehmen wir uns vor, stetig über unser sprachliches Handeln nachzudenken und halten Sie hierzu auf dem Laufenden. Zudem bitten wir Sie, dass Sie uns Rückmeldungen und Anregungen zukommen lassen, sollten Sie diskriminierende Sprache in unserer Veröffentlichung oder an anderer Stelle entdecken. Hierfür bedanken wir uns im Voraus!

Anna Willich, Koordination Öffentlichkeitsarbeit

¹ Vergleiche hierzu Aladin El-Mafaalani, Wozu Rassismus? Von der Erfindung der Menschenrassen bis zum rassistisch-kritischen Widerstand; Köln 2021

„Ja, was sollen sie denn machen?“ Situation geflüchteter Familien im Spannungsfeld von Kindeswohlgefährdung

In dem folgenden Artikel versuchen wir zu beschreiben, welche Situationen die Menschen vorgefunden haben, als sie nach Deutschland gekommen sind und noch immer erleben. Wir beschreiben, welche Situation die Jugendämter vorgefunden haben, als sie mit den Problemen der Kinder in ihren Familien konfrontiert wurden und wir beschreiben, welche Situation sich für die Familienhelfer*innen im Kontakt mit den geflüchteten Familien ergeben hat. Dies ist kein wissenschaftlicher Artikel im Sinne einer Studie, die eine gewisse Aussagekraft aufgrund empirischer Erhebungen hat. Wir beschreiben Situationen aus verschiedenen Fällen und aus Sicht der handelnden Personen. Wir versuchen ein Dilemma zu beschreiben, in dem sich die handelnden Personen befinden, daher die Problemstellung: Ja, was sollen sie denn machen?

...und dann kam die Polizei und das Jugendamt und hat die Kinder mitgenommen... Die Eltern hatten sich geschlagen. Das war ja schon immer so. Sie hatte sich geärgert. Mit den Läusen hatte alles angefangen. Eigentlich hatte alles damals in Kundus begonnen. Er war 20 Jahre älter als sie, aber das war einfach nicht so wichtig. Es hätte sie schlimmer treffen können. Er hatte einen guten Job bei den Deutschen bekommen. Der Krieg war schlimm genug und die ständige Angst und die brutalen Männer. Sie schlugen ihn, traten ihn, folterten ihn und bedrohten seine Familie. Sie konnten nicht bleiben. Was sollten sie denn tun? In Deutschland war alles anders. Sie waren hier

sicher, zumindest vor den Gefahren, die sie aus ihrer Heimat kannten. Hier gab es andere „Gefahren“ und Probleme, von denen sie nie gehört hatten oder nicht dachten, damit in Berührung zu kommen: Läuse kannten sie, die kamen und gingen oder man lernte damit zu leben; Probleme in der Schule – auch damals fanden die Lehrer, die älteste sei „zu lebendig“ und wenn man krank war musste man aushalten bis der Arzt ins Dorf kam. Die Gefahren in Deutschland hießen „Termine“, „Krankenversicherung“, „Elternabende“ oder „Pornografie auf dem Handy der Kinder“.

Was sollte er denn jetzt machen? Er wollte sich auf die Schienen legen. Seine Kinder waren weg und er durfte sie nicht sehen. Er wusste nicht einmal, wo sie waren. Er hatte ihnen nie etwas getan und sich so gut er konnte um sie gekümmert. Er konnte aber nicht so, wie er wollte. Das alles war zu viel für ihn. Nachdem er aus der Psychiatrie entlassen wurde, wusste er nicht wohin.



© Torsten Wyrwa

„Ja, was sollen sie denn machen?“

Situation geflüchteter Familien im Spannungsfeld von Kindeswohlgefährdung

Von der Notunterkunft, wo er vorher war, schickte man ihn in die nächste, wo er erstmal bleiben konnte oder musste. Über Umwege erreichten ihn dann all die Briefe von der Polizei, dem Gericht, dem Jobcenter, der Krankenkasse, dem Jugendamt und wem auch sonst noch. Er konnte das alles nicht lesen oder verstehen, doch ihm war klar, dass alle etwas von ihm wollten und er dem nicht gerecht werden konnte. Seit er seine Kinder wieder manchmal sehen darf, geht es ihm besser.

Dem 11-jährigen Mädchen gefällt es grundsätzlich gut in der Unterkunft, in der sie zusammen mit ihrer Mutter lebt. Sie freundete sich schnell mit anderen Kindern aus der Einrichtung an. Es gibt im Gebäude viele Räume, in denen sie gemeinsam spielen können. Da sich die Einrichtung direkt an der Hauptstraße befindet, ist es sehr gefährlich außerhalb zu spielen. Einen Spielplatz gibt es für die Kinder nicht. Hinter dem Gebäude gibt es jedoch einen freien Platz, auf dem die Kinder gerne gemeinsam mit dem Ball spielen und Fußballturniere machen. Die Einrichtung bietet zudem Tanz- und Sportkurse an sowie einen Fernsehraum und die Möglichkeit Musik zu machen. Für Kinder bis zu zwölf Jahren wird eine Kinderbetreuung angeboten, wo sie allerdings ungern hingehet, da sie lieber ohne Aufsicht und selbstständig entscheiden möchte, was sie unternimmt. Sie lebt in einem Zimmer mit ihrer Mutter und für sie ist das nicht ausreichend. Wenn ihre Mutter telefoniert oder Besuch hat, kann sie ihre Hausaufgaben nicht in Ruhe erledigen. Bei ihrer Freundin ist es

aber noch blöder, die sind zu fünft. Manchmal fühlt sie sich, als sei sie im Gefängnis. Sie fühlt sich eingeeengt, vor allem weil sie sich nach 22:00 Uhr nicht mehr in den Fluren oder Spielräumen aufhalten darf. Allgemein ist S. jedoch sehr glücklich in der Einrichtung. Dass so viele Menschen in einem Gebäude wohnen, macht ihr nichts aus, ganz im Gegenteil, sie fühlt sich damit wohl und nie alleine.



© Patricia Wedel

Das Baby war erst 4 Wochen alt. Die Mutter war in großer Sorge, weil es so viel geschrien hatte. Im Krankenhaus wurde eine Ohrenentzündung festgestellt und nach 2 Tagen konnten sie wieder entlassen werden. Zum Glück gab es da jemand, der die Sprache konnte. Weitere 2 Tage später musste sie zur Nachuntersuchung bei einer Fachärztin. In Begleitung der Familienhilfe gingen sie zu dem Termin, sonst hätte wahrscheinlich die ältere Tochter sie begleiten müssen und deswegen in der Schule gefehlt. Hier wurde nach der Krankenkassenkarte des Babys gefragt, die es nicht hatte. Die Karte der Mutter reichte nicht. Nach wieder-

holter Intervention der Familienhelferin und Telefonaten mit der Krankenkasse und der Zusage der Kasse, dass sie eine Nummer an die Praxis faxen würden und unter Androhung (!), dass andernfalls eine Privatrechnung geschickt werde und es gegebenenfalls zu Zwangsmaßnahmen komme, wurde die Mutter mit dem Baby zur Ärztin gelassen. Nun war es dringend, eine Karte zu beantragen. Hierfür verlangt die Krankenkasse allerdings eine Geburtsurkunde. Um für das Baby eine Geburtsurkunde ausstellen zu können, benötigt das zuständige Amt wiederum die Geburtsurkunde beider Eltern, den Pass und die Heiratsurkunde und Unterschrift des Vaters wegen der Namensgebung oder eine Erklärung, dass er mit dem Namen einverstanden sei. Jedoch befand sich der Vater nicht im Land, es existierte keine Heiratsurkunde - weder hier, noch in Afghanistan. Auch die Geburtsurkunde der Mutter war nicht vorhanden. Somit konnte keine richtige Geburtsurkunde beantragt werden, lediglich eine Bescheinigung, dass das Kind geboren wurde. Zur Vorlage bei der Krankenkasse reichte dies jedoch nicht. Sie benötigten zudem einen Auszug aus dem Geburtenregister, welcher auch beantragt werden musste. Die anstehenden Vorsorgeuntersuchungen sind nicht gesichert, zusätzlich sind die Ärzte gehalten, bei ausbleibenden „U-Untersuchungen“ eine entsprechende Meldung ans Jugendamt zu machen. Aber was sollte sie denn tun?

Es ist sehr schwierig, einen Termin bei einer Fachärztin zu bekommen, insbesondere bei ei-

ner Augenärztin. Sechs Wochen Wartezeit waren schon eher ein Glücksfall. Eigentlich nur Routine, aber es hatte ja noch nie eine Untersuchung der Kinder gegeben. Termine mit dieser Familie waren eine besondere Herausforderung. Mit zwei Kindern etwa 45 Minuten an dem vereinbarten Ort in der Kälte zu stehen und auf die Mutter zu warten, die telefonisch nicht zu erreichen war, die Kinder nicht wussten, wo sie war, Hunger hatten und für so lange Outdoor-Aktivitäten nicht gut gekleidet waren: das erfordert ein besonders hohes Maß an professionaler Distanz, Geduld, fachlich situativer Reflexion der Möglichkeiten der Klientin. Eigentlich sind das die Momente, in denen sich die Familienhelferin überlegt, dass Gärtnerin auch ein schöner Beruf gewesen wäre.

Dies durfte sich für den anstehenden Termin auf keinen Fall wiederholen. Der Termin wurde in den neu angeschafften Familienkalender eingetragen (mit Bildchen) und in den Terminkalender des Handys mit Weckfunktion (eine Stunde vor dem Termin). Sicherheitshalber erinnerte die Helferin das Mädchen beim letzten Termin nochmal daran und rief am Abend vorher nochmal die Mutter an. Sie hatte sich vorgenommen, die Familie abzuholen und dies etwa eine Stunde vorher, sie würden etwa eine halbe Stunde brauchen. Auf das Klingeln und Klopfen sowie das Telefon reagierte niemand. Nach einer Weile öffnete ein süßer kleiner Junge mit großen Augen im Schlafanzug die Tür. Er war der erste, der wach war...

Es ergab sich bei der ältesten ein Myopiewert von minus 8,5 Dioptrin. Dies ließ ihre Verhaltensauffälligkeiten während des Unterrichts und ihre schwa-

„Ja, was sollen sie denn machen?“

Situation geflüchteter Familien im Spannungsfeld von Kindeswohlgefährdung

chen Lernleistungen in völlig neuem Licht erscheinen.

„Obwohl die Bedingungen in vielen Flüchtlingsunterkünften offenbar nicht mit den Kinderrechten laut UN-Kinderrechtskonvention zu vereinbaren sind, stellen diese Unterkünfte über viele Monate bis Jahre den Lebensmittelpunkt für geflüchtete Kinder, Jugendliche und ihre Eltern dar. Anstelle einer gezielten Förderung und einer kindgerechten Umgebung werden geflüchtete Kinder und Jugendliche viel zu oft und viel zu lange in Strukturen untergebracht, in denen mangelhafte hygienische Bedingungen herrschen, sie keine Privatsphäre genießen, mit Fremden zusammenwohnen müssen und oft diversen Gefährdungsmomenten aufgrund nicht abschließbarer Zimmer oder gemeinschaftlicher Sanitäreinrichtungen ausgesetzt sind. Die beengte Unterbringung in Flüchtlingsunterkünften erhöht zudem die Wahrscheinlichkeit, dass Konflikte eskalieren, wodurch Kinder und Jugendliche nicht nur Zeugen, sondern auch Opfer von Gewalt und Bedrohung werden.“ (Lewek/Naber 2017: 31)

§ 8a SGB VIII Schutzauftrag bei Kindeswohlgefährdung:

(1) Werden dem Jugendamt gewichtige Anhaltspunkte für die Gefährdung des Wohls eines Kindes oder Jugendlichen bekannt, so hat es das Gefährdungsrisiko im Zusammenwirken mehrerer Fachkräfte einzuschätzen. Soweit der wirksame Schutz dieses Kindes oder dieses Jugendlichen nicht in Frage gestellt wird, hat das Jugendamt die

Erziehungsberechtigten sowie das Kind oder den Jugendlichen in die Gefährdungseinschätzung einzubeziehen und, sofern dies nach fachlicher Einschätzung erforderlich ist,

1. sich dabei einen unmittelbaren Eindruck von dem Kind und von seiner persönlichen Umgebung zu verschaffen sowie
2. Personen, die gemäß § 4 Absatz 3 des Gesetzes zur Kooperation und Information im Kinderschutz dem Jugendamt Daten übermittelt haben, in geeigneter Weise an der Gefährdungseinschätzung zu beteiligen.

Hält das Jugendamt zur Abwendung der Gefährdung die Gewährung von Hilfen für geeignet und notwendig, so hat es diese den Erziehungsberechtigten anzubieten.

(2) Hält das Jugendamt das Tätigwerden des Familiengerichts für erforderlich, so hat es das Gericht anzurufen; dies gilt auch, wenn die Erziehungsberechtigten nicht bereit oder in der Lage sind, bei der Abschätzung des Gefährdungsrisikos mitzuwirken. Besteht eine dringende Gefahr und kann die Entscheidung des Gerichts nicht abgewartet werden, so ist das Jugendamt verpflichtet, das Kind oder den Jugendlichen in Obhut zu nehmen.

„Wir schaffen das!“ hatte sie gesagt. Die Bundeskanzlerin hatte wiederholt gezeigt, dass sie in der Lage war, sich auch gegen parteiinterne Widerstände durchzusetzen. Sie galt national und international als verlässliche Konstante und so wurde sie für hunderttausende Menschen in Not zur Hoff-

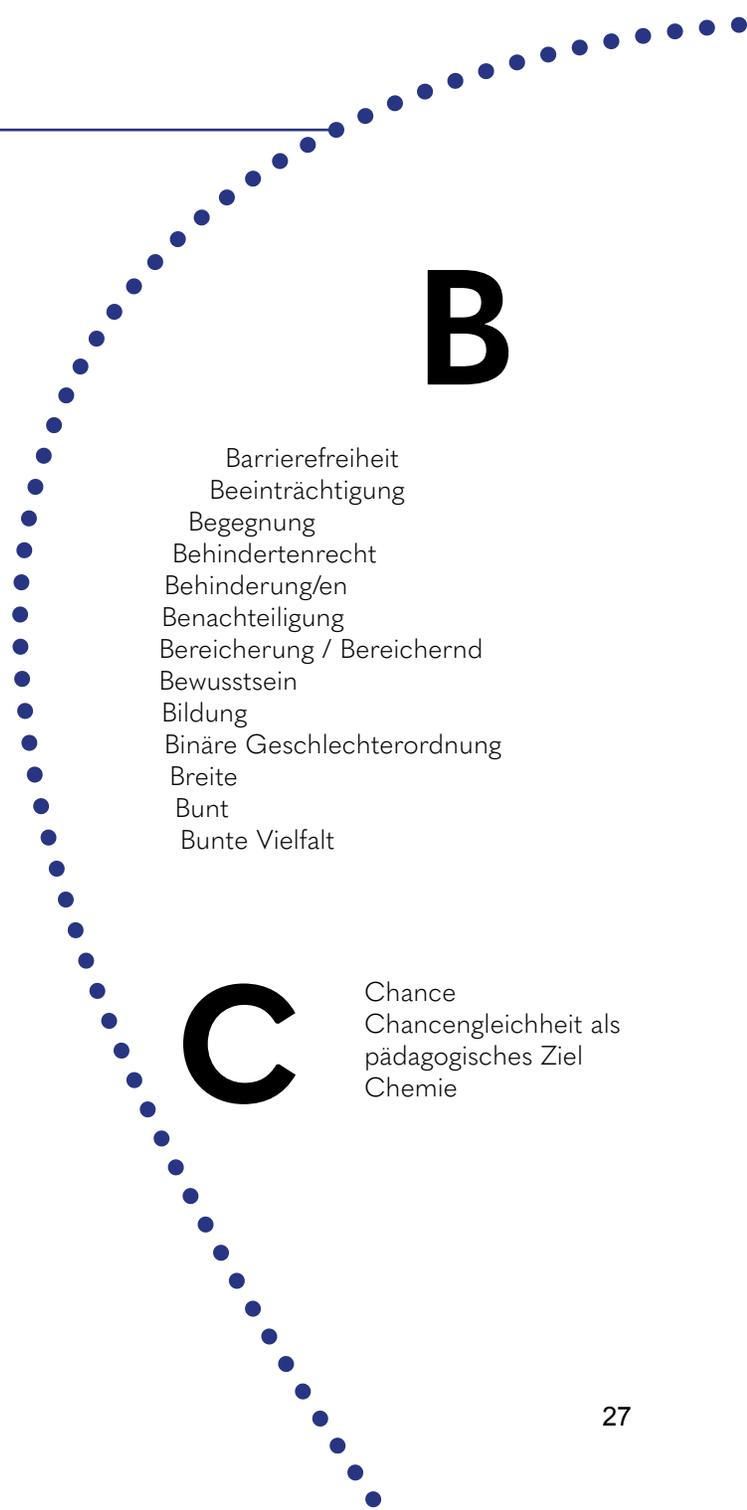
nungsträgerin. Dieses Land hat in seiner jüngeren (Nachkriegs-)Geschichte wiederholt gezeigt, dass es zu solchen Kraftanstrengungen in der Lage ist. Die „Flüchtlinge“ nach dem Krieg, die „Gastarbeiter“ und ihre Familien, die „Spätaussiedler“ aus dem Osten von Europa und nun die geflüchteten Personen aus den Kriegsgebieten: Das war eine enorme Herausforderung für die Länder, die Kreise, die Städte und Gemeinden. Alles Mögliche und Unmögliche wurde zu einer Unterkunft umfunktioni-ert. Es war nicht möglich, auf alle Belange Rücksicht zu nehmen. Was sollten sie auch machen? Zeit zum Planen gab es keine.

Im IFZ erinnern sich viele an die Zeit, als die Jugendlichen in Hotels und Containern betreut wurden, und wie dankbar diese waren, als wenigstens einer mit einem Ball vorbeikam und sie zum Fußball abgeholt hat. Alles andere kam erst später...

Transgenerationale Weitergabe von Gewalt und Trauma

Gewalterfahrungen in der Familie spielen eine entscheidende Rolle, dass Eltern Gewalt (gegenüber ihren Kindern) ausüben. „Es ist jedoch keineswegs so, dass Kinder von gewalttätigen Eltern wieder gewalttätig werden oder Kinder von Opfern wieder zu Opfern. Auf jeden Fall kann man jedoch sagen, dass schwere Traumatisierungen der Eltern sich auf den Umgang mit den Kindern auswirken.“(Richter-Appelt 2000: 16)

„Es ist vielmehr anzunehmen, dass kumulative Belastungen durch Minoritätenstatus, ungesicherten Aufenthaltsstatus, mangelnde Integration, finan-



B

Barrierefreiheit
Beeinträchtigung
Begegnung
Behindertenrecht
Behinderung/en
Benachteiligung
Bereicherung / Bereichernd
Bewusstsein
Bildung
Binäre Geschlechterordnung
Breite
Bunt
Bunte Vielfalt

C

Chance
Chancengleichheit als pädagogisches Ziel
Chemie

zielle Probleme, Arbeitslosigkeit, beengte Wohnverhältnisse, hohe Wohndichte, Statusverlust/ Statusinkonsistenz der Männer sowie fehlende soziale Netze Gewalt begünstigende Risikofaktoren [für häusliche Gewalt] darstellen. (Hornberg et al. 2008)

Es hatte schon einige § 8a-Meldungen gegeben. Die Schule berichtete von vielen Fehlzeiten, fehlendem Frühstück, gewalttätigem und dyssozialem Verhalten, mangelnder Lernmotivation und der Unmöglichkeit, sie mehr als 3 Stunden zu beschulen, von der Mittagsbetreuung ganz zu schweigen. Der Sozialdienst der Unterkunft berichtete davon, dass das Kind gegen 23:00 Uhr aus einem fremden Auto stieg, die Kinder ohne Aufsicht im Haus unterwegs seien, sie außerdem nicht dem Wetter entsprechend gekleidet seien. Und dann gab es die pornografischen Bilder auf einem der Handys der Kinder. Natürlich musste das Jugendamt intervenieren und es gab Gespräche mit den Eltern und den Beteiligten. Die Eltern konnten nicht verstehen, was da von ihnen erwartet wurde, es war ja schließlich ihre Sache, wie sie mit ihren Kindern umgingen. Es gab natürlich Restzweifel des Jugendamts daran, ob sie wirklich verstanden hatten, um was es hier ging und wie die Regelungen in Deutschland waren. Hatte der Dolmetscher wirklich alles richtig übersetzt oder kannte er vielleicht die Familie?

Es wurden verschiedene Hilfen installiert. Zunächst wollten die Eltern das nicht, aber sie wollten sich auch nicht gegen das Jugendamt stellen.

Kooperation hätte jedoch ein Mindestmaß an Einsicht erfordert. Das vierjährige (!) Kind lag einige Stunden im nassen Bett, die Eltern weigerten sich, sich selber mit dem Läusemittel zu behandeln und dann war da die körperliche Auseinandersetzung der Eltern vor den Kindern und der Betreuerin, in deren Folge die Mutter kurz ohnmächtig wurde. Die Kinder schrien, sodass Security und Polizei geholt werden musste.

Natürlich wussten die Mitarbeiter*innen im Jugendamt, was die Kinder bereits in ihrem Heimatland erleben und erdulden mussten, sie wussten von all den Entbehrungen, die die Kinder auf ihrem Weg nach Deutschland hinnehmen mussten, sie wussten von all den Schwierigkeiten, die die Familie in dem neuen und unbekanntem Land zwangsläufig haben musste. Sie wussten, dass alleine das Leben in einer Unterkunft für Geflüchtete schon eine Kindeswohlgefährdung darstellen kann. Oder sie hatten zumindest eine Ahnung davon. Sie wussten auch von dem Risiko, angefeindet zu werden, im Internet als „Rassisten“ diskreditiert zu werden. Es wäre nicht der erste Fall, in dem das Bild einer Jugendamtsmitarbeiterin in bestimmten Teilen des Internet erscheint und ihr „Kidnapping“ vorgeworfen wird. Aber was hätten sie denn noch alles tun sollen? Die Fakten waren klar und die Rechtslage auch. Und dennoch bleibt ein wenig Ratlosigkeit, Unverständnis und Traurigkeit - ein Dilemma.

Carina Engel, Pädagogische Fachkraft ambulante Hilfen zur Erziehung und Torsten Wyrwa, Teamleitung ambulante Hilfen zur Erziehung

„Jemanden ganz für mich!“ – Die Magie des Programms „Balu und Du“ und dessen Ausweitung auf Kinder mit Fluchthintergrund

Seitdem das bundesweite Programm „Balu und Du“ 2007 eingerichtet wurde, steht die Erziehungs- und Familienberatungsstelle im Internationalen Familienzentrum in enger Kooperation mit dem Fachbereich „Erziehungswissenschaften“ der Goethe-Universität Frankfurt. Dies geschieht durch Fortbildungsangebote zum Thema „Kinderschutz“ und „Diversität“ sowie durch die einzel-fallbezogene Begleitung der Studierenden. Was ist „Balu und Du“ denn überhaupt? Angelehnt ist der Name an die Erzählung aus dem Dschungelbuch, in dem der große starke Bär „Balu“ den Menschenjungen „Mogli“ durch die Irrungen und Wirrungen des Lebens begleitet und sich eine enge Freundschaft zwischen den beiden entwickelt. Und so werden auch bei dem gleichnamigen Förderprogramm Patenschaften zwischen (meist) Studierenden und Kindern aus sozioökonomisch benachteiligten Verhältnissen vermittelt, so dass sich „Balu und Du“-Gespanne bilden, die sich einmal in der Woche über ein Jahr hinweg treffen und miteinander freie Zeit verbringen. Die Aktivitäten sind vielfältig und maßgeblich durch die Wünsche des Kindes mitbestimmt – von Erzählen, zu Kochen, Basteln, Kicken, ins Museum oder den Zoo gehen, die Stadt oder auch die Natur erkunden. Schulische Belange werden bewusst aus den Treffen ausgeklammert. Doch zeigt die wissenschaftliche Begleitforschung des Programms, dass informelles Lernen im Alltag quasi nebenbei geschieht und bestätigt die positive Wirkung für die teilnehmenden Kinder hin zu mehr Chancen-

gleichheit und Partizipation (vergl. jährliche Wirkungsberichte des Programms).

Für uns Beratende, die wir jedes Jahr eine Reihe von Grundschulkindern an „Balu und Du“ anbinden und die Laufzeit mit begleiten dürfen, geht von dem Programm aufgrund unserer Erfahrungen förmlich eine Magie aus: Den Kindern und Familien wird eine Maßnahme ermöglicht, die sich im 1:1-Kontakt Zeit nimmt, die ganz individuell auf das Kind eingeht, seine Belange und Besonderheiten aufgreift, es spielend fördert, emotional stabilisiert, ihm spannende Erlebnis- und Erfahrungsräume öffnet, die Eltern zeitlich entlastet und sicherlich noch vieles mehr. Ist in der Kinder- und Jugendhilfe das Augenmerk oft auf mögliche Defizite oder Entwicklungsbedarfe gerichtet, so stehen hier die Stärken und das Vergnügen des Kindes im Vordergrund.

Im zurückliegenden Jahr war es uns ein Anliegen, auch den Kindern, die wir aus unserer zugehenden Beratungsarbeit in Großunterkünften für geflüchtete Personen kennen, die Chance der Teilnahme an „Balu und Du“ zu ermöglichen. Uns war klar, dass die Umsetzung logistisch aufwändiger ist und die Unterstützung der Mitarbeitenden in den Unterkünften erfordert, nicht zuletzt aufgrund von Sprachbarrieren und der Wohnsituation. Doch zeigten alle große Bereitschaft, sobald sie die Grundzüge des Programms kennenlernten. Um es vorwegzunehmen: Nicht nur die teilnehmenden Kinder und Familien sind begeistert von der

„Jemanden ganz für mich!“ – Die Magie des Programms „Balu und Du“ und dessen Ausweitung auf Kinder mit Fluchthintergrund

Umsetzung des Programms in diesem Kontext und haben profitiert, sondern auch wir als Beratende sind in unserer enthusiastischen Haltung mehr als bestätigt worden. Es würde den Rahmen sprengen, das Gesamt an bisherigen Erfahrungen darzustellen, doch sollen einige besondere Eindrücke und Erkenntnisse aus den verschiedenen Perspektiven der Beteiligten aufgegriffen werden. Im Gespräch mit den teilnehmenden Kindern erfahren wir, dass sie an „Balu und Du“ einfach „ALLES“ mögen. Besonders sei, dass die Kinder die Unternehmungen aussuchen dürften, während Eltern doch häufiger das machen würden, „was sie selbst gut fänden“. Zusammen mit Balu könne man sich Dinge „trauen“, zum Beispiel mal eine Sportart auszuprobieren. Balu „höre, was die Kinder wollen“ und sei jemand, den man „ganz für sich habe“. Diesen Exklusivitätsgedanken, dass ihnen die ungeteilte Aufmerksamkeit einer jungen Erwachsenen zuteilwird, haben wir schon oft von Kindern, die an dem Programm teilgenommen haben, gehört. Von Außenstehenden gefragt, „ob die Balu eine Helferin sei“, verneint eines der Kinder und sagt schlichtweg: „Das ist MEINE Balu“. Diese spontane Äußerung unterstreicht den positiv besetzten Charakter des Programms. Eine Balu ist für das Kind einfach nur da, ohne dass ein Problem oder ein zu bearbeitendes Defizit vorweggeht, so wie die Kinder in der Unterkunft es von ein- und ausgehenden Helferinnen aus dem Jugendhilfekontext – einschließlich uns Beratenden - kennen. Eine Besonderheit des Settings der Großunter-

kunft ist, dass viele Personen, die dort wohnen, von den Treffen zwischen den Balus und den Kindern mitbekommen. Die Reaktionen von außen bestätigten die hohe Attraktivität des Programms, denn wir wurden immer wieder von Kindern wie Eltern angesprochen, ob auch sie daran teilnehmen könnten. Die wahrgenommene Attraktivität des Programms ist natürlich nicht unser Verdienst, sondern das der Initiator*innen und der Mitarbeitenden des Projekts, allem voran der Balus. Für uns war aber spürbar, dass wir durch die Implementierung von „Balu und Du“ in der Unterkunft mitunter als „Heilsbringer“ gesehen wurden und dass wir in unserer zugehenden Beratungsarbeit von der schwellensenkenden Wirkung dieser vertrauensbildenden Maßnahme profitierten. Zudem konnten wir in der Einzelfallarbeit feststellen, dass sich die Anbindung einzelner Kinder an das Programm für uns Berater*innen entlastend auswirkt: Da die Bedarfe der Kinder mit Fluchthintergrund teils hoch sind aufgrund schwieriger und traumatisierender vorangegangener Erfahrungen, beraten wir in einigen Fällen sehr engmaschig. Durch das Hinzuziehen einer Balu ist für die Kinder die wöchentliche Regelmäßigkeit einer weiteren professionellen Ansprechperson gegeben, die sie hält und unterstützt. Der Rückhalt und der zusätzliche Beziehungsaufbau erlaubte uns, die Frequenz in den Beratungsprozessen etwas zu lockern.

Sehr beeindruckt hat uns die Fachlichkeit, das Engagement und die professionelle Sensitivität der

Buchempfehlung zum Thema „Flucht und Migration“

„*Border Lines. Poems of Migration. Erschienen 2021 in der Reihe „Everyman’s Library Pocket Poems“*, herausgegeben von Mihaela Moscaliuc und Michael Waters.

Die englischsprachigen Gedichte erzählen von Fluchterfahrungen: Über das Aufbrechen, die Wege und das Ankommen, über Hoffnungen, Abschiede, Gemeinschaft und Wut. Die Autor*innen, darunter Jules Supervielle, Mahmoud Darwish und Andrée Chérid, kommen von überall auf der Welt und haben ihre Gedichte zwischen 1910 und 1990 verfasst. Dies zeigt, wie global und zeitlos das Phänomen der Flucht und der Migration ist. Die Verse berühren und bringen die Schicksale tausender Menschen in den Alltag der Lesenden - sie können Empathie und Verständnis bewirken.

„*The most important aspect of the poems in Border Lines is the sharing of feelings that transcend barriers of strangeness. (...) Over past decades, many academics such as sociologists, political scientists and historians have given views on the causes and effects of migration. The best valid, immediate and direct perspectives come from literary sources that make migrant experiences comprehensible, personal and familiar.*“ (Nicolette Reim, the-artsection)

Kinderschutz über Ländergrenzen

Dem diesjährigen Überbegriff des Tätigkeitsbereichs „Denkräume erweitern“ kommt, mit Blick auf die besondere Entwicklung und den neuen Herausforderungen des Kalenderjahres 2021, eine besondere Bedeutung zu. Das IseF-Team sowie alle Mitarbeiter*innen des IFZ, die im Rahmen des Schutzauftrags nach §8a SGB VIII tätig sind, wurden insbesondere seit Zeiten der Corona-Pandemie vor noch nie da gewesene Aufgaben gestellt.

Hierzu vorab einige tiefgreifende Fragen, die mir und Kolleg*innen im Rahmen der Arbeit rund um den Kinderschutz in den vergangenen Monaten begegnet sind:

Wie erreiche ich das gefährdete Kind im Homeschooling ohne Internetzugang? Wie unterstütze ich eine adäquate sozial-emotionale Entwicklung ohne möglichen Austausch mit Gleichaltrigen? Was tue ich, wenn Kinder in Quarantäne in einer unmittelbar gefährdeten Situation festsitzen? Wie reagiere ich auf Desintegrationsprozesse durch wiederkehrende Homeschooling-Phasen? Ab wann ist „Schulabsentismus“ als „Kindeswohlgefährdung“ einzuschätzen? Welche neuen Bedarfe sind bei Kindern- und Jugendlichen entstanden und wie kann ich in der Praxis darauf reagieren? Wie gehe ich mit Ängsten der Klient*innen, sozialem Rückzug oder depressiven Episoden um? Wie kann in Pandemiezeiten der Präventionsgedanke im Kinderschutz an Bedeutung gewinnen?

Im Kalenderjahr 2021 ist das IseF-Team, neben den besonderen Herausforderungen der Pandemie, mit einer weiteren außergewöhnlichen Situation konfrontiert worden. Auf diese möchte ich im Folgenden unter dem Titel „Kinderschutz über Ländergrenzen“ mit praktischen Erfahrungen meiner pädagogischen Arbeit als Jugendhilfe in der Grundschule genauer eingehen.

Passend zu dem Thema „Denkräume erweitern“ erreichte mich im August 2021, im Rahmen meines Kinderschutzauftrags als Jugendhelfemitarbeiterin an der Michael-Ende-Grundschule, ein Hilferuf aus einem mir in diesem Kontext bislang unbekanntem „Denkraum“ – aus einem anderen Land. Eine Email mit dem Betreff „HILFE !!!!“ kam kurz vor Start in das neue Schuljahr im Postfach der Grundschule in Rödelheim an. Gesendet von einer 9-köpfigen Familie mit Kindern und Jugendlichen in Kita, Grundschul- sowie Haupt- und Realschulbereich, die vor Beginn der Sommerferien nach Afghanistan geflogen ist. Die Situation vor Ort schien vermeintlich friedlich und die Familie wollte daher die Möglichkeit nutzen, die Großeltern noch einmal zu besuchen. Die Machtübernahme der Taliban und damit zusammenhängende Kriegshandlungen sowie die Einstellung des Flugverkehrs von Afghanistan nach Europa traf die Familie unerwartet. Jegliche Versuche, in die Flüge der deutschen Rückholaktion von Kabul aus zu kommen, blieben erfolglos. So saß die Familie mit ihren Kindern und Jugend-

Kinderschutz über Ländergrenzen

lichen direkt in der Hauptstadt fest, also im zu der Zeit gefährlichsten Ort in Afghanistan mit täglichen Bombenangriffen rund um den Flughafen - eine ohne Frage katastrophale und erschreckende Situation.

Nun wendet sich diese Familie mit einem klaren Hilferuf an ihre Schule mit der Bitte um Unterstützung von Deutschland aus. Konkret auf die Michael-Ende-Grundschule bezogen ging es hier um die akute Gefährdung von zwei schulpflichtigen Kindern mit deutschem Pass, die sich in einem Kriegsgebiet befanden, zwei Schüler*innen für die ich im Rahmen meines Kinderschutzauftrags nach §8a zuständig bin. Die Begrifflichkeit „Zuständigkeiten“ sollte bei dieser Fallarbeit eine besondere Herausforderung darstellen. Nach den ersten Schock- und Überforderungsmomenten im Austausch mit Klassen- und Schulleitung, den Nachfragen und Kontaktversuchen zu jeglichen Ämtern mit der Frage „An wen können wir uns wenden?“, wurde zunächst klar: Es gibt für einen solchen Kinderschutz-Fall keine übergeordnete Ansprechstelle, es gibt keine Ablaufschemata, an die eine IseF sich halten könnte, es scheint sich niemand zuständig zu fühlen.

Der Kontakt zu besagter Familie wurde von Klassenleitungen und Jugendhilfe über Wochen per Email sowie telefonisch gehalten. Zum einen versuchten wir Mut und Ruhe auszustrahlen, zum anderen waren wir mit dieser noch nie da gew-

senen Aufgabe im Kinderschutz konfrontiert und versanken im Gefühl von Handlungsunfähigkeit.

Grundsätzlich gilt in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, dass Sozialpädagog*innen reflektiert und mit einer wertschätzenden Haltung den Klient*innen begegnen. Bei jeglichen Themen, mit denen wir in der Praxis konfrontiert werden, müssen wir innehalten und uns überlegen, ob wir dem/der Klient*in, im Kontext des entsprechenden Kinderschutzfalls, wertschätzend und mit Ruhe begegnen können. Bei Themen und Situationen, mit denen wir überfordert sind, die uns auf persönlicher Ebene triggern oder bei denen wir dem Gegenüber nicht auf Augenhöhe begegnen können, gehört es zur professionellen Haltung, sich dementsprechend zu reflektieren und sich diesen Fällen zum Selbstschutz nicht anzunehmen.

In dieser Ausnahmesituation mit Frankfurter Kindern in Afghanistan waren zunächst alle Beteiligten überfordert, emotional und ratlos. Ich entschied in diesem Moment, mich selbst handlungsfähig zu machen; es gibt hier einen elementaren Unterschied zwischen professioneller Distanz und bewusstem Wegschauen. Nun stellten sich mir die Fragen: Was ist nötig? Was sind die nächsten Schritte? Wo bekomme ich Unterstützung?

Mir wurde erneut deutlich, wie unglaublich wichtig eine gute Vernetzung der Ressourcen im jeweiligen Stadtteil sowie im Träger des IFZ ist. Nachdem die Suche nach einer übergeordneten Anlaufstelle

für Jugendhilfe Grundschule vorerst erfolglos war, stellte sich mir die Frage, ob andere Schulen und soziale Einrichtungen durch die Machtübernahme der Taliban in Afghanistan vor ähnliche Herausforderungen gestellt waren. Nach wenigen

Kontaktaufnahmen zu Schulen, Kitas, Wohngruppen usw. innerhalb sowie außerhalb Rödelheims wurde mir schnell bewusst, dass mein Kinderschutz-Fall kein Einzelfall ist. Unmittelbar in der Sekundarstufe 1 der Michael-Ende-Schule waren zwei weitere Familien betroffen. In Wohngruppen waren einzelne Jugendliche

über die Sommerferien nach Afghanistan geflogen, in Kitas und Horten wurden angemeldete Kinder vermisst ohne Kontakt zu den Familien. Alle Kooperationspartner*innen standen vor der

gleichen Herausforderung.

Mit zunehmender Recherche und wachsendem Austausch wurde mir immer deutlicher, wie groß diese Problematik wahrhaftig ist: Zum einen in

Bezug auf akute Kinderschutz-Fälle, die sich physisch in einem Kriegsgebiet befinden ohne Aussicht auf Rückkehr nach Deutschland also Frankfurter Kinder und Jugendliche, für die wir im Rahmen unseres Kinderschutzauftrags zuständig sind.

Zum anderen potenziert sich die Problematik mit Blick auf die psychosoziale

Belastung betroffener Angehöriger, Klient*innen sowie Kolleg*innen, deren Kinder, Eltern, Geschwister und Bekannte sich in großer Gefahr unter unvorstellbaren Bedingungen in Afghanistan



Kinderschutz über Ländergrenzen

befinden.

Der nächste Schritt der Fallarbeit im „Kinderschutz über Ländergrenzen“ konzentrierte sich darauf, mit engagierten Kooperationspartner*innen Öffentlichkeit herzustellen. Der Arbeitskreis Kinder- und Jugend Rödelheim leistete hierzu einen elementaren Beitrag, auf unterschiedlichsten Kanälen wurde unser Anliegen von einzelnen Akteur*innen stadtweit auf politischer Ebene verbreitet. Hierbei war das Ziel die Bekannt- und Bewusstmachung des Problems „Frankfurter Kinder in Afghanistan“ sowie eine Reaktion seitens der Ämter in Form eines Kontaktes (übergeordnete Ansprechpartner*innen) für betroffene Schulen, Kitas, offene Jugendeinrichtungen usw. Gemeinsam mit dem Kinderbeauftragten von Rödelheim brachte ich Anfang September 2021 bei der Ortsbeiratssitzung besagtes Anliegen ein. Im Nachgang kam Mitte September aus dem Dezernat für Bildung die erste offizielle Rückmeldung mit der Benennung eines Kontakts für die betroffenen Schulen, der die direkte Anknüpfung an das Auswärtige Amt ermöglichte. Es wurde für den Bereich Bildung ein Email-Account erstellt, der von zwei Stadtverordneten verwaltet wurde, diese leiteten die Daten anschließend auf unmittelbarem Weg an das Büro des Staatsministeriums weiter. Mit dem erlangten Kontakt zum Auswärtigen Amt und der wachsenden Bekanntheit der Problematik, ausgehend von vielen engagierten Stellen in Frankfurt und innerhalb des IFZ, konnte die praktische Fallarbeit weitergehen. Zu diesem Zeitpunkt befanden sich die

beiden Kinder meiner Grundschule bereits über 3 Monate im Kriegsgebiet. Trotz Unsicherheiten und geringen Erfolgchancen fühlte ich mich wieder handlungsfähig.

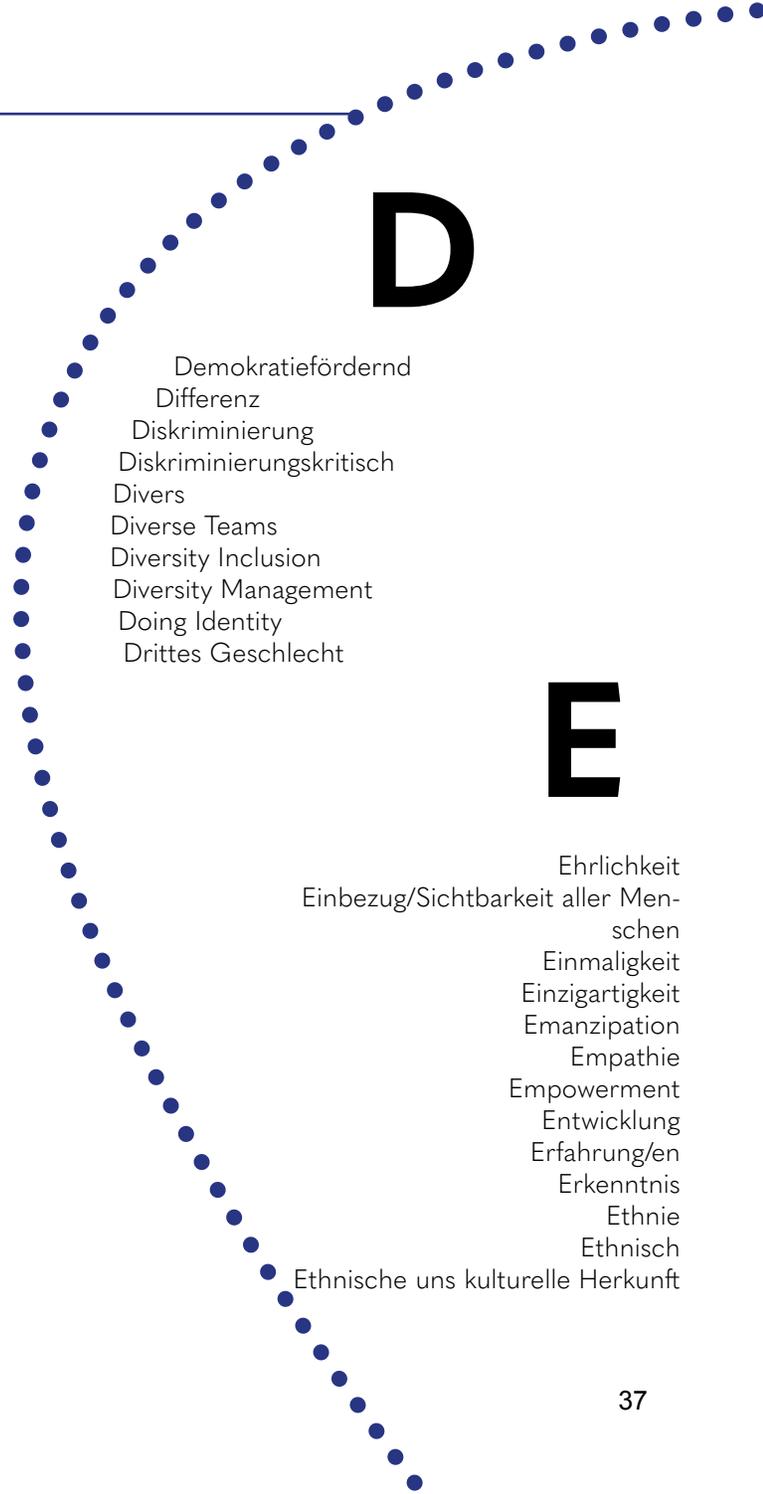
Die nächste Herausforderung stellte das Einholen personenbezogener Daten der betroffenen Familienmitglieder dar, das Auswärtige Amt benötigte unter anderem die jeweiligen Passnummern der Personen, um den Aufenthaltstitel bestimmen zu können. Der Zugriff auf Internet und Stromversorgung war zu diesem Zeitpunkt in Teilen Afghanistans bereits nicht mehr möglich, dennoch konnten die benötigten Informationen schlussendlich in Kooperation mit der Jugendhilfe der Sekundarstufe 1 zusammengetragen und weitergeben werden.

Im IseF-Team des IFZ bekam die Thematik „Kinderschutzfälle in Afghanistan“ ebenfalls in der Sitzung Anfang September Raum und Gehör. Die Ressource des Austauschs und die Erfahrungswerte der Fachkräfte aus den verschiedenen Bereichen stellt eine große Bereicherung für die Handhabung der Kinderschutzfälle in meiner Praxis als Jugendhilfe in der Grundschule dar. Als IseF-Team haben wir strukturell auf die möglichen nächsten Schritte in der praktischen Handhabung des Falls geschaut. Schnell war klar, dass wir uns hier nicht an den genormten Abläufen des Frankfurter Kinderschutz-Modells orientieren können und dementsprechend unseren Denkraum erweitern müssen. Als nächsten notwendigen Schritt

im Schutzplan des Kinderschutzverfahrens legten wir fest, dass wir zwingend eine größere Öffentlichkeit und damit verbundene Initiative für unsere Klient*innen herstellen müssen.

Mit wachsender öffentlicher Präsenz durch zwei Zeitungsartikel „Frankfurter Kinder in Afghanistan“ (September 2021) sowie „Die Kinder sind immer noch in Afghanistan!“ (Oktober 2021), wurde auf die Situation der Schüler*innen aus Rödelheim aufmerksam gemacht. In diesem Zeitraum wurde ich vermehrt von Schulleitungen sowie pädagogischen Fachkräften aus anderen Stadtteilen kontaktiert, die sich mit Fragen zur Handhabung solcher Fälle an mich wandten. Diese Ausnahmesituation hat mir deutlich gemacht, dass die Kommunikationsstruktur und generelle Informationsweitergabe von Ämtern zu Schulen und sozialen Institutionen in den Stadtteilen dringend ausgebaut und verbessert werden muss. Trotz Bereitstellung der geforderten übergeordneten Ansprechstelle wurde diese Information nicht ausreichend publik gemacht und zeitnah an die entsprechenden Institutionen weitergeleitet, sodass weiterhin auf vielen Seiten Ratlosigkeit und Unklarheit herrschte, wie man mit den „Kinderschutzfällen über Ländergrenzen“ umzugehen habe.

Im Internationalen Familienzentrum e.V. hat am 22.09.2021 ein „Austausch zu Afghanistan“ stattgefunden, die Geschäftsführung lud hierbei alle interessierten und betroffenen Mitarbeiter*innen zum Gespräch ein und gab Raum zur Vernetzung.



D

- Demokratiefördernd
- Differenz
- Diskriminierung
- Diskriminierungskritisch
- Divers
- Diverse Teams
- Diversity Inclusion
- Diversity Management
- Doing Identity
- Drittes Geschlecht

E

- Ehrlichkeit
- Einbezug/Sichtbarkeit aller Menschen
- Einmaligkeit
- Einzigartigkeit
- Emanzipation
- Empathie
- Empowerment
- Entwicklung
- Erfahrung/en
- Erkenntnis
- Ethnie
- Ethnisch
- Ethnische und kulturelle Herkunft

Kinderschutz über Ländergrenzen

Ein wichtiges Ergebnis dieses Austauschs war es, dass anschließend gemeinsam mit anderen Trägern die Thematik „Frankfurter Kinder in Afghanistan“ im Jugendhilfeausschuss platziert wurde.

Ebenso wurde die Asylrechts-AG des IFZ bekannt gemacht und ausgebaut. Ein weiterer Erfolgsmoment bestand darin, dass als Reaktion auf die vielfältigen Anfragen für den Bereich Kita ebenfalls ein übergeordneter Ansprechpartner zur Weiterleitung von Kontaktdaten betroffener Kinder benannt wurde. So gab es nun für Mitarbeiter*innen in den Schulprojekten sowie in den Kitas eine neue Handhabe im Umgang mit den Kinderschutzfällen in Afghanistan. In anderen Bereichen, wie der offenen Kinder- und Jugendarbeit, wurde sich der Thematik übergeordnet leider bis heute nicht angenommen. Auffallend war es des Weiteren, dass die Politik sowie die Presse nach anfänglichem Interesse schnell keine „Relevanz“ mehr sah und andere Themen „besser“ in den aktuellen politischen Diskurs passten. Die Situation der betroffenen Familien in Afghanistan war jedoch zu diesem Zeitpunkt unverändert, die Relevanz hatte sich nicht verändert.

Nach Wochen des Kontakthaltens zu den beiden Kindern im Grundschulbereich erreichte mich am 01.11.2021 die Nachricht von einer engagierten Klassenleitung, dass die komplette 9-köpfige Familie wieder sicher in Deutschland angekommen sei. In den kommenden Novemberwochen kamen

immer mehr Rückmeldungen von anderen Schulen und Kooperationspartner*innen, dass die betroffenen Klient*innen es zurück geschafft haben. Die Öffentlichkeitsarbeit, die offene Haltung und Hartnäckigkeit von vielen engagierten Menschen, im IFZ sowie extern, hat zu diesem Erfolgserlebnis beigetragen. In der Praxis befand ich mich zunächst wieder, ähnlich wie zu Beginn, in einer Art Schockstarre und konnte es zunächst schwer realisieren, dass die Kinder tatsächlich wieder sicher in Deutschland sind.

Im Folgenden war besonders wichtig, Sicherheit und Ruhe auszustrahlen und schrittweise eine Tagesroutine wiederherzustellen. Ebenso wurde das Kollegium über den Umgang mit den psychisch belasteten Kindern im Kontext Schule aufgeklärt, um nicht in der Praxis versehentlich traumatische Erfahrungen zu triggern. Den Familienmitgliedern wurden individuelle Beratungs- und Therapieangebote gemacht, im Vordergrund steht jedoch, den Kindern eine möglichst unbeschwerte Zeit zu ermöglichen und zum richtigen Zeitpunkt beratend zur Seite zu stehen.

Amelie Fauser, Insoweit erfahrene Fachkraft (IseF) im Kinderschutzteam des IFZ

Buchempfehlung zum Thema
„Flucht und Migration“

„Europa schafft sich ab. Wie die Werte der EU verraten werden und was wir dagegen tun können.“ 2021 im Rowohlt Verlag erschienen.

Der EU-Politiker und Foto-Journalist Erik Marquardt erzählt von seinen Reisen zwischen 2015 und 2020 und präsentiert dabei eindrucksvolle Fotografien von der Balkanroute, den Flüchtlingslagern auf der Ägäis und der Türkei, vom Alltag in Afghanistan und von der Seenotrettung im Mittelmeer. Dabei wird das komplexe Zusammenspiel zwischen geo- und innenpolitischen Interessen internationaler Akteure, humanen Katastrophen und Vorurteilen gegenüber Flüchtenden in der deutschen Gesellschaft erklärt.

Wir empfehlen: Unbedingt lesen! Die politischen Zusammenhänge werden nicht nur gut erklärt, durch die persönlichen Eindrücke seiner Reisen werden auch die individuellen Geschichten dahinter nahbar. Beispielsweise durch die Aufklärung des Mythos vom „Pull-Faktor“ und verschiedenen Lösungsvorschlägen zur aktuellen Menschenrechtskrise auf den Fluchtrouten wird Stoff zum Nachdenken und Diskutieren geliefert.

Alle Buchempfehlungen stammen von:
Marlene Krekeler, dem IFZ verbunden

Hemats langer Weg von Afghanistan nach Deutschland

Im Folgenden stellen wir 2 Interviews mit Mitarbeitenden des IFZ KiFaZ Niederrad dar. In beiden Biografien geht es um Diskriminierungserfahrungen, aber auch um stabilisierende Faktoren, die der Ermüdung und Selbstbehauptung dienen.

Hallo Hemat, schön, dass Sie sich die Zeit für uns nehmen. Möchten Sie sich zunächst vorstellen?

„Ich heiße Hemat und komme aus einem Land, in dem seit 40 Jahren Krieg herrscht und Armut und Menschenrechtsverletzungen den Alltag bestimmen. Ich bin vor 22 Jahren in einem kleinen Dorf im Osten Afghanistans geboren. Mein Vater war damals Beamter und meine Mutter war Hausfrau. Ich bin der Älteste von vier Brüdern, die schon als kleine Kinder Angst vor Raketen und Bomben haben mussten.“

In meinem Dorf gab es damals noch keine Grundschule, weil die alte Schule von Mujaheddin bombardiert worden war. Erst als ich 8 Jahre alt war, wurde die Schule im Dorf wieder gebaut. Ich kam direkt in die dritte Klasse, weil ich schon ein bisschen schreiben und lesen konnte. Nach der sechsten Klasse musste ich weiter weg, in die Großstadt zur weiterführenden Schule gehen, aber mein Vater arbeitete damals in Jalalabad und konnte mich jeden Tag zur Schule bringen. Ich war glücklich.

Als ich aber in der achten Klasse war, bekam meine Familie den ersten Drohbrief von den Taliban und Ende 2014 gab es den ersten Anschlag auf uns: zwei Granaten wurden auf unser Haus geschossen und mein Vater wurde verletzt. Dann war es klar, dass wir in unserem Dorf nicht länger

bleiben konnten. Mein Vater wurde gezwungen, seinen Job zu verlassen, und wir mussten nach Kabul umziehen. Die politische Lage verschlechterte sich weiter, sodass mein Vater anfang zu denken, dass ich als der älteste Sohn, wahrscheinlich das Land verlassen müsste.“

Hemat, bitte schildern Sie uns, was Sie auf den verschiedenen Stationen Ihrer Flucht erlebt haben.

„Ich war 15 Jahre alt, als mein Vater sich mit dem Schlepper in Verbindung setzte, der mich nach Europa bringen würde. Am 19. Oktober 2015 verabschiedete ich mich von meiner Familie und begann alleine die lange Reise, erstmal mit dem Bus nach Kandahar. Zehn Stunden später war ich in Kandahar und lernte andere Jungs kennen, die auch nach Europa flüchten wollten. Wir gingen zusammen in die Stadt, um uns warme Kleidung zu kaufen, weil es auf dem Weg, zum Teil zu Fuß und über die Berge, sehr kalt werden würde.

Wir wurden zur pakistanischen Grenze gefahren. In Spin Boldak, einer kleinen Stadt in der Nähe der Grenze zu Pakistan, mussten wir auf den Schlepper warten, der uns später zu einem Haus bringen würde, wo wir bis zur Öffnung der pakistanischen Grenze am nächsten Tag bleiben mussten. Die erste Grenze der langen Reise nach Deutschland durfte ich zu Fuß überqueren, zusammen mit 10

Jungs, die mit mir damals auf dem Weg waren.



© Arez Ghaderi

Auf der anderen Seite der Grenze, schon in Pakistan, mussten wir wieder auf den neuen Schlepper warten. Er kam endlich mit dem Auto und brachte uns nach Quetta, wo wir zwei Tage lang blieben, bis wir nach Panjgur, an der Grenze zum Iran, losfahren durften. Die Fahrt auf der Ladefläche eines Lkws dauerte 13 Stunden, doppelt so lange wie uns gesagt worden war. Wir waren mehr als 30 Personen auf der Lkw-Ladefläche: Kinder, Jugendliche, Männer und Frauen, die aus Afghanistan und Pakistan flüchten wollten bzw. mussten. Zum Trinken hatte ich nur eine 0,5 Liter Wasserflasche, was nicht bis zum Ende dieser Strecke ausreichte. Wir kamen erschöpft, hungrig und durstig in Panjgur an und hatten kaum Platz zum Schlafen. Deswegen bin ich aus lauter Erschöpfung im

Sitzen eingeschlafen. Am nächsten Tag wurden wir mit einem Pick-Up über die iranische Grenze gebracht, der zweiten Grenze der langen Reise nach Deutschland.

In Inranchahr mussten wir den nächsten Schlepper kontaktieren, der uns nach Zahedan bringen sollte. Erst in Zahedan konnten wir richtig duschen und schlafen, weil es in diesem Haus genug Platz für uns alle gab. Drei Tage später durften wir auf der Ladefläche eines Pick-Ups nach Isfahan losfahren. Auf dem Weg dorthin mussten wir über eine Stunde zu Fuß gehen, um einer Polizeikontrolle zu entweichen. In Isfahan wurden wir in verschiedene Gruppen eingeteilt und zu unterschiedlichen Häusern gebracht. Dort habe ich zum ersten Mal in meinem Leben einen richtigen Burger gegessen! Ein Tag später mussten wir Richtung Teheran weiterfahren. Teheran kannte ich aus dem Unterricht in der Schule, aber dort durften wir leider nicht rausgehen: die Stadt konnten wir nur ein bisschen aus dem Fenster sehen. Die Nacht verbrachten wir in einem Treppenhaus, so überfüllt war das Haus von Flüchtlingen! Wir durften uns aber nicht beschweren, sonst hätten wir kein Essen bekommen: Auf der Flucht kann man nichts entscheiden, man muss alles machen, was der Schlepper sagt.

Am nächsten Tag ging es für uns weiter Richtung Urmia, an der Grenze zur Türkei. In Urmia sind wir 7 Tage geblieben, weil die Grenze von der Grenzpolizei so stark überwacht wurde, dass eine Über-

Hemats langer Weg von Afghanistan nach Deutschland

querung unmöglich war. Erst nach einer Woche durften wir in einem Minivan weiterfahren, bis wir die Berge erreicht hatten, die nur zu Fuß überquert werden konnten. Nach mehreren Stunden Berge hoch und runter sind wir über die türkische Grenze gelaufen. Die Weiterfahrt würde auf der Ladefläche eines LKWs erfolgen. Der LKW stand aber auf der anderen Seite eines Flusses: es gab keine andere Wahl, wir mussten schwimmen. Als wir den Wagen erreicht hatten, waren wir komplett nass und durchgefroren. Es war November. Dennoch waren wir froh, dass das Schlimmste, so glaubten wir zu diesem Zeitpunkt, schon überstanden war.

In Van, unserer ersten Pause auf türkischem Boden, durften wir essen und, für mich zum zweiten Mal seit Anfang der Reise, duschen. Dort sind wir eine Woche geblieben und durften sogar aus dem Haus rausgehen, weil es so viele Flüchtlinge gab, dass die Polizei nicht kontrollieren konnte, solange man nichts Falsches anstellte.

Nach einer Woche ging es für uns weiter nach Istanbul. Ein Schlepper organisierte die Fahrkarten, um unser Ziel mit dem Bus nach 23 Stunden zu erreichen. Durch viele türkische Serien und Filme war mir Istanbul sehr bekannt. Dort blieb ich fast zwei Wochen. Ich konnte mir neue Kleidung kaufen, vor allem eine neue Jacke und bessere Wanderschuhe: jetzt war ich für die Weiterfahrt bereit. Dann plötzlich sagte der neue Schlepper dass wir abends mit einem Schlauchboot nach Griechenland fahren würden. Wir wurden mit ei-

nem Minivan zum Meer gebracht und stiegen mit vielen anderen Menschen in ein Schlauchboot. Ein Schlepper sagte uns, wie wir uns auf dem Boot verhalten sollten. Mit Schwimmwesten ging es für uns auf dem überfüllten Boot Richtung Griechenland, aber leider wurden wir nach 30 Minuten Bootsfahrt von der Grenzpolizei erwischt und mussten in deren Begleitung nach Istanbul zurück. Drei Tage später entschied ich, den Weg in die EU über Bulgarien zu versuchen. Dieser Weg ging durch Wälder, war sehr lang und gefährlich, aber ich wollte nicht nochmal versuchen, über das Meer nach Griechenland zu gelangen. Ich kaufte mir eine Decke und einen Schlafsack sowie Essen und Trinken für mehrere Tage. Wir wurden zur „grünen Grenze“ gefahren, wo ein türkischer Schlepper auf uns wartete, der uns durch den Wald führen würde.

Wir waren ca. 20 Flüchtlinge, die durch den riesigen und menschenleeren Wald liefen. Es war sehr kalt, aber wir durften, aus Angst von der Polizei erwischt zu werden, kein Feuer anmachen. Es war das erste Mal, dass ich im Wald schlief. Ich war so durchgefroren, dass mir am nächsten Tag der ganze Körper wehtat. Wir hatten aber keine andere Wahl: wir mussten weiterlaufen. Wir haben 7 Tage und Nächte im Wald verbracht, am Ende ohne Essen und sauberes Trinkwasser. Aus der Not mussten wir unsere Trinkflaschen mit Wasser aus einem Bach ausfüllen, obwohl das Wasser nicht trinkbar war. Wir konnten den Durst stillen, hatten aber Hunger und wenig Kraft, um weiterzu-

laufen. Am achten Tag kamen wir an die Stelle, an der wir mit Fahrzeugen abgeholt werden sollten. Erschöpft, hungrig und durstig mussten wir aber den ganzen Tag auf unseren Transport warten. Erst abends kamen mehrere Autos und wir wurden endlich in die bulgarische Hauptstadt Sofia gebracht.

Dort durften wir essen, trinken und übernachten, um gleich am nächsten Tag die Fahrt nach Serbien zu beginnen. Nach jeder abgeschlossenen Etappe war die Freude riesig groß. Dieses Mal aber dauerte die Freude nur ein paar Stunden, bis die nächste Enttäuschung kommen musste. Wir wurden wieder von der Polizei erwischt. Sie nahmen das Geld weg, das sie bei uns finden konnten, und brachten uns in die Wache, wo sie unser Gepäck, inklusive Schnürsenkel, beschlagnahmten. Wir verbrachten die Nacht auf der Wache und bekamen nichts zum Essen und Trinken. Am nächsten Tag wurden wir mit einem großen Bus in ein Gefängnis für Flüchtlinge gebracht, die ohne Einreisedokumente erwischt worden waren. Das Gefängnis war eine Stunde entfernt von Sofia. Wir bekamen dort unser Gepäck zurück und zudem Hauschuhe, Handtuch, Zahnbürste und Zahnpasta. Das Gefängnis hatte zwei Stockwerke, aber wir durften nur auf unserem Stockwerk bleiben, wo es mehrere große Räume gab für jeweils 20 bis 24 Menschen, die rund um die Uhr von zwei Kameras überwacht wurden. Jeden Tag durften wir 2 bis 3 Stunden im Hof Fußball spielen. Auf dem Stockwerk, auf dem wir untergebracht waren, durften

Facettenreichtum
 Farbig
 Feminismus
 Flexibilität
 Form des Zusammenlebens
 Fortschritt
 Frau
 Freie Entscheidung
 Freiheit
 Freizeitverhalten
 Friedlich
 Fülle

F

G

Gegensatz
 Gemeinsam, Gemeinsamkeiten
 Gemeinschaft
 Gender
 Gendern, Gendersprache
 Gerecht, Gerechtigkeit
 Geschlecht, Geschlechter
 Geschlechtergleichheit
 Geschlechtliche Orientierung
 Geschlechtsumwandlung
 Gesellschaft
 Gesellschaftsrelevant
 Gesundheit
 Gezielt
 Glauben
 Gleich , Gleichheit
 Gleichbehandlung
 Gleichberechtigung
 Gleichstellung
 Global
 Google
 Gruppenprozesse
 Gut

Hemats langer Weg von Afghanistan nach Deutschland

wir uns bis 21:00 Uhr frei bewegen oder in anderen Räumen mit den Jungs Karten spielen.

Ich war 17 Tage in diesem Gefängnis, bis ich zusammen mit anderen Jungs entlassen wurde. Wir wurden zu einem Asylheim in Sofia gebracht. Dort war es vorgesehen, dass die Neuen erkennungsdienstlich behandelt werden. Ich wollte aber nicht in Bulgarien als Asylsuchender registriert werden, deswegen habe ich die erste Gelegenheit genutzt, zusammen mit anderen Jungs aus dem Heim zu fliehen. Wir haben so schnell wie möglich den Schlepper kontaktiert, damit er uns nach Belgrad bringt. Er holte uns eine Stunde später ab und brachte uns zu einem Haus, wo wir übernachteten konnten. Am nächsten Tag kam eine Frau vorbei, die uns mit dem Auto zu einem Wald brachte, wo ein Mann auf uns wartete, der uns über die nächste „grüne Grenze“ nach Serbien führte.

Ich war so glücklich, endlich in Serbien zu sein! Mit Hilfe von Einheimischen konnten wir einen Bahnhof finden, um mit dem Zug nach Belgrad zu fahren. In einem Park in Belgrad fanden wir viele Menschen, die für unterschiedliche Hilfsorganisationen arbeiteten: Sie guckten, ob wir Verletzungen hatten oder sonstige Hilfe brauchten, und sie zeigten uns den Weg, um weiterzukommen. Der neue Schlepper kaufte uns Fahrkarten, um mit dem Bus die kroatische Grenze zu erreichen.

In Kroatien warteten andere Hilfsorganisationen auf uns, die weitergeholfen haben. Wir sind in ver-

schiedenen Bussen und Zügen gefahren, bis wir Österreich erreichen konnten. Manche Menschen, die mit mir damals auf dem Weg waren, entschieden, in Österreich zu bleiben. Ich wollte aber nicht. Von Hilfsorganisationen haben wir Essen und Trinken bekommen und auch neue Kleidung, um dann weiter mit dem Bus nach Rosenheim unweit von München zu fahren. Dort wurden wir mehrmals kontrolliert und erkennungsdienstlich registriert. Wir wurden in einer großen Basketball-Halle untergebracht, um die erste Nacht in Deutschland zu verbringen. Es war der 14. Dezember 2015, fast zwei Monate, nachdem ich meine Familie in Afghanistan verlassen hatte.

Nach zwei Wochen in der Notunterkunft in Rosenheim wurde ich nach Freudenstadt in Baden-Württemberg, gebracht. Ich lebte in einer Wohngruppe mit anderen Jungs aus Afghanistan, Syrien, Pakistan und Ghana. Dort fühlte ich mich zum ersten Mal Zuhause!“

Sie konnten dort auch bald Ihre schulische Ausbildung weiterführen, oder?

„Ja, zum Glück durfte ich kurz nach der Ankunft schon zur Schule gehen, um Deutsch zu lernen. Einige Monate später, im Sommer 2016, war ich schon für die Hauptschule bereit. Ich konnte bereits Mathe und Englisch, deswegen kam ich direkt in die 9. Klasse. Nur Deutsch musste ich intensiv weiterlernen, um den Hauptschulabschluss zu schaffen, was mir Ende des Schuljahres 2016/2017 gelungen ist.“

Und dann wollten Sie direkt Kinderpfleger werden?

„Nicht ganz; ich wollte eigentlich Kinderkrankenschwester werden, aber für die Ausbildung hätte ich einen Realschulabschluss haben müssen, deswegen bekam ich keine Zulassung dafür und entschied mich stattdessen für eine dreijährige Ausbildung als Kinderpfleger. Es war extrem wichtig, sofort eine Ausbildung zu beginnen, um meine Aufenthaltserlaubnis zu sichern, zumal mein Asylantrag vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) abgelehnt wurde.“

Wie sind Sie nach Frankfurt und zum IFZ gekommen?

„Die Ausbildung an der Berufsschule Oberlinhaus in Freudenstadt, meinem zweiten Zuhause, wo ich viele Freunde fand, verlief sehr gut. Ich musste mich aber Anfang 2019 um eine Praxisstelle für mein Anerkennungsjahr bemühen. Ich schrieb viele Bewerbungen und bekam nur Absagen. Ich war sehr besorgt und entschied, mein Glück in einer größeren Stadt in Hessen zu probieren. Ich recherchierte im Internet und fand das Internationale Familienzentrum e.V. So bewarb ich mich beim KiFaZ Niederrad in Frankfurt am Main und bekam endlich eine Zusage. Ich war so glücklich!“

Aber es war harte Arbeit, die Ausländerbehörde zu überzeugen, dass ich in Hessen mein Anerkennungsjahr machen konnte; Asylbewerber dürfen sich in Deutschland nicht frei bewegen.

Als ich dann doch die Erlaubnis von der Ausländerbehörde bekam, durfte ich im September 2019 mein Anerkennungsjahr beginnen. So konnte ich in 2020 meine Ausbildung als Kinderpfleger erfolgreich abschließen. Im September 2020 bekam ich einen unbefristeten Vertrag als pädagogische Fachkraft beim KiFaZ Niederrad. Seit 2021 habe ich sogar eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis!



© Arez Ghaderi

Viele Menschen haben mir auf den Weg nach Niederrad geholfen. Ich bin sehr dankbar dafür und hoffe, auch in meiner täglichen Arbeit mit kleinen Kindern in der Krippe, ein bisschen vom Guten, das ich bekommen habe, zurückgeben zu dürfen.“

Vielen Dank, dass Sie uns Ihre Geschichte so offen und detailliert geschildert haben.

Das Kopftuch im (Arbeits-) Alltag

Hallo Salima, auch Ihnen vielen Dank für Ihre Zeit und Ihre Bereitschaft, uns Ihre Erfahrungen mitzuteilen. In Ihrem Fall geht es ja um das Kopftuch.

„Ja, es bedeutet für mich eine Herausforderung, manchmal mehr und manchmal weniger. Das Leben mit einem Kopftuch in dieser Gesellschaft ist mir nicht immer leicht gefallen.“

Können Sie Beispiele nennen?

*„Die Beleidigungen und die blöden Sprüche im Alltag, häufig im Vorbeigehen, verstärkten den Gedanken, unerwünscht zu sein und nicht akzeptiert zu werden. Es schien so, als ob gewisse Menschen das Kopftuch als Belästigung betrachteten. Irgendwann ging es soweit, dass ich mir einbildete, dass Jede*r so denkt. Und das frustrierte mich.“*

Welche Erfahrungen haben Sie bei der Jobsuche gemacht?

„Bei Bewerbungsgesprächen wurde mir oft mitgeteilt, dass das Arbeiten mit dem Kopftuch ein Problem darstelle. Die Begründung war, dass die Kundschaft etwas dagegen hätten und man sie somit verlieren würde. Es war nie die fehlende Qualifikation oder die Persönlichkeit. Den Job

zu kriegen hing von meiner Bereitschaft ab, das Kopftuch abzulegen. Sie gaben mir auf diese Weise so das Gefühl, minderwertig zu sein, und ich habe mich ausgegrenzt gefühlt.“

Haben Sie im Beruf denn auch Unterstützung bekommen?

*„Ich habe mich nicht unterkriegen lassen und bin stolz darauf, dass ich es trotz der Hindernisse geschafft habe, im Laufe meines Lebens auch Menschen zu treffen, die nicht darauf achten. Ich bin froh, dass ich auch positive Erfahrungen mit Arbeitgeber*innen gemacht habe, die mir die Chance gaben, zu zeigen, was ich kann, und es mir ermöglichten, an mir zu arbeiten und mich weiterzuentwickeln. Im KiFaZ Niederrad sowie im ganzen IFZ erfahre ich viel Verständnis und Unterstützung. Diese positiven Erfahrungen sind der Grund, warum ich heute da stehe, wo ich bin.“*

Das richtige Umfeld scheint ein sehr bedeutender Faktor zu sein.

*„Absolut, ich bin dankbar für die Unterstützung meiner Freund*innen und meiner Familie, auf die ich zählen konnte und mit denen ich meine Erfahrungen austauschen konnte.“*

Wie lautet Ihr Fazit?

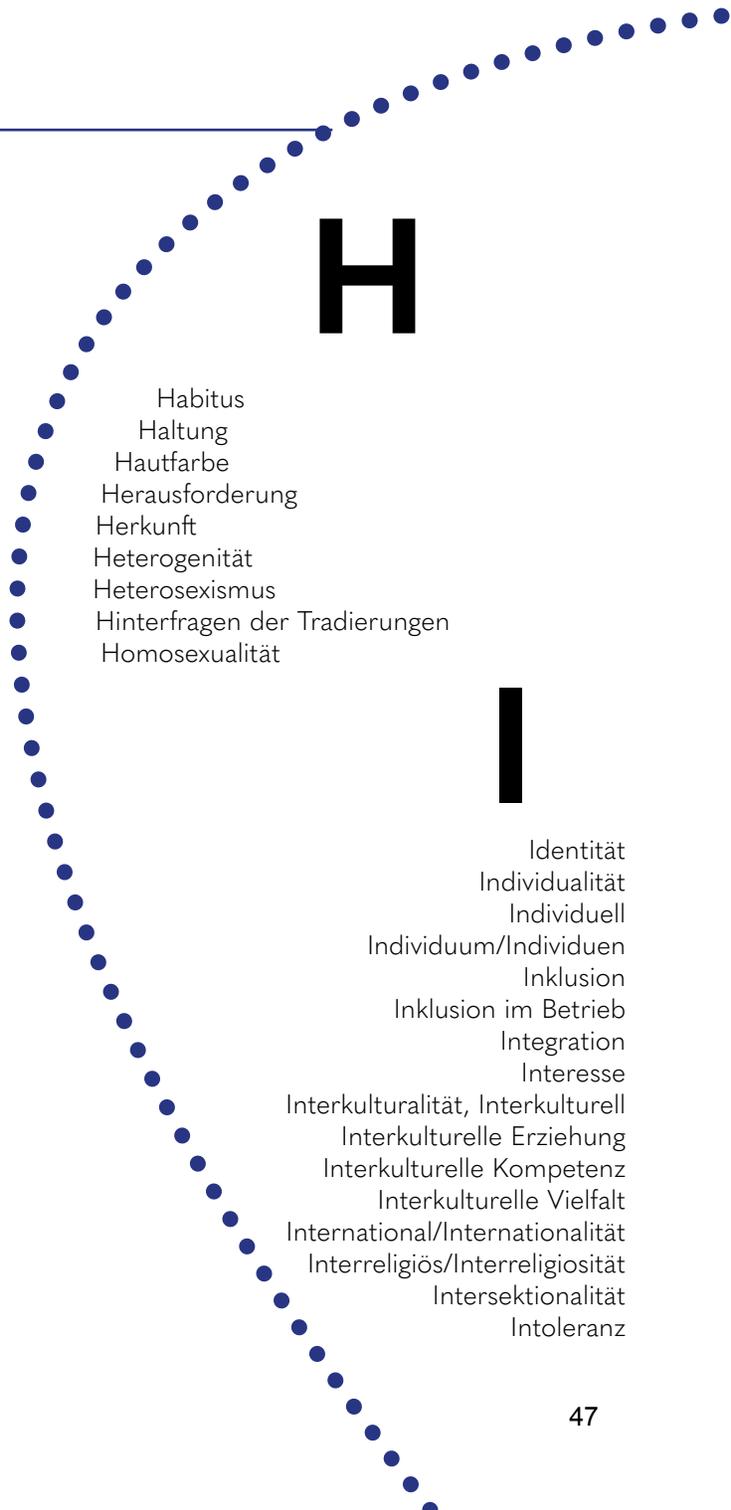
„Es freut mich zu sehen, dass mittlerweile immer mehr Frauen mit Kopftuch in unterschiedlichen Positionen und Bereichen wie im IFZ eingestellt werden und sich die Gesellschaft so weiterentwickelt hat, dass es für mich mehr zur Normalität gehört.“

Vielen Dank auch Ihnen für das offene Gespräch.

Hemat, Pädagogische Fachkraft im KiFaZ Niederrad

Salima El Morabiti, Pädagogische Fachkraft im KiFaZ Niederrad

Mit redaktioneller Unterstützung von Claudia Minoliti, Marte Meo-Supervisorin, IFZ



H

Habitus
Haltung
Hautfarbe
Herausforderung
Herkunft
Heterogenität
Heterosexismus
Hinterfragen der Tradierungen
Homosexualität

I

Identität
Individualität
Individuell
Individuum/Individuen
Inklusion
Inklusion im Betrieb
Integration
Interesse
Interkulturalität, Interkulturell
Interkulturelle Erziehung
Interkulturelle Kompetenz
Interkulturelle Vielfalt
International/Internationalität
Interreligiös/Interreligiosität
Intersektionalität
Intoleranz

Zum Hintergrund:

Wir haben uns zur Gründung eines bereichsübergreifenden Qualitätszirkels Diversität (QDi) entschlossen. Viele Jahrzehnte war das IFZ assoziativ eng gebunden an den Begriff „Interkulturalität“. Nicht selten begegnet uns diese Wahrnehmung auch heute noch und wir merken, dass zum Teil dem Begriff „Interkulturalität“ ein starrer Kulturbegriff zu Grunde liegt. Unabhängig davon, wie dieser Begriff genau definiert wird, vertreten wir die Ansicht, dass er alleine weder die bedarfsorientierten und professionell erforderlichen Herangehensweisen, noch die tatsächliche Umsetzung in der Sozialen Arbeit / Pädagogik ausreichend beschreibt. Denn: Ist es denn vorstellbar, dass wir „nur interkulturell“ arbeiten? Was würde das bedeuten? Die Antwort ist einfach: Es würde bedeuten, dass wir nicht lebensweltorientiert arbeiten, uns nicht an Bedarfen und Ressourcen unserer Nutzer*innen orientieren, sie in Schubladen sortieren – also stigmatisieren und ausschließen. Das ist wahrlich nicht das, was das IFZ ausmacht. Interkulturelle Ansätze gehören zum Fachwissen der Sozialen Arbeit, der Pädagogik, der Psychologie, ebenso wie das Wissen um unterschiedliche Diskriminierungsformen sowie Methoden, diese zu bearbeiten. Diese Aspekte können unter dem Oberbegriff „Diversität“ bzw. „Diversitätsansatz“ subsumiert werden. Zeitgleich sind wir uns be-

wusst, dass auch dieser Begriff sehr kritisch gesehen werden muss und vorsichtig anzuwenden ist. Eine IFZ-eigene Definition von „Diversität“ wird deswegen erarbeitet.

Die oben genannten Ressourcen und Kompetenzen sind in der Gesamteinrichtung IFZ vorhanden. Sie müssen jedoch, zum Zweck der Nachhaltigkeit, strukturell sichtbar gemacht, standardisiert (im Sinne des QM) und fortgeführt werden. Wir benötigen also ein bereichsübergreifendes Gremium, welches dies steuernd übernimmt. Da sind sich alle einig – vom Vorstand über die Geschäftsführung bis zu Mitarbeitenden. Auch ist es uns wichtig, dass dieses Gremium fachlich von externer Expertise begleitet und unterstützt wird. Als ausgewiesener Experte in diesem Thema und als jemand, der die Entwicklung des IFZ seit vielen Jahren mitverfolgt und entsprechend unsere Einrichtung sehr gut kennt, ist Prof. Dr. Thomas Kunz von der Frankfurt University of Applied Sciences (FRA-UAS) unserer Anfrage entgegengekommen und hat sich glücklicherweise bereit erklärt, uns von Anfang an zu unterstützen.

Die wichtigste Säule des QDi aber stellt die Beteiligung unserer Mitarbeitenden dar. Die Einbeziehung ihrer theoretischen und praktischen Ressourcen ist unabdingbar.

Wir machten uns also zuerst auf die Suche nach Mitarbeitenden, die ihr „diverses“ Wissen einbringen möchten. Ebenfalls wollten wir einen ersten Einblick bekommen hinsichtlich der Bedarfe und der Ressourcen in einzelnen Teams. So entstand unser Fragebogen „Diversität- Erste Umfrage von Mitarbeitenden“. Zur Zielgruppe der Befragung gehörten alle Mitarbeitenden unserer Einrichtung, also nicht „nur“ das pädagogische Fachpersonal, sondern auch Mitarbeitende aus der Verwaltung, der Geschäftsstelle, der Hauswirtschaft, die Hausmeister sowie die Geschäftsführung.

Die Rückläufe bei schriftlichen Umfragen sind oft eher im niedrigen zweistelligen Bereich. Umso mehr sind wir erfreut, dass wir diesmal einen 56%igen Gesamtrücklauf hatten. Wir interpretieren dies als ein Zeichen eines hohen Interesses am Thema. Für die Mitarbeit im QDi meldeten sich 24 Mitarbeitende, die alle Bereiche unserer Einrichtung abdecken, Wissen aus vorhin genannten Kategorien mitbringen bzw. kreative Ideen und praktische Anregungen für die Umsetzung haben.

Für die folgenden 5 exemplarisch ausgesuchten Fragen liegen die ersten Ergebnisse vor, die wir Ihnen hierbei zusammengefasst vorstellen möchten:



K

Kennenlernen
Komplexität
Konfrontation
Kontrovers diskutiert
Körperformen
Kosmopolitische Vielfalt
Kultur/en
Kulturelle Vielfalt

L

Lebensentwürfe
Lebenserfahrung
Lebenssinn
Lebenssituation
Lebewesen
Lernen (viel von einander)
LGBTQ/LGBT
Liebevoller Umgang

Erste Umfrage zur Diversität in unserer Einrichtung – Zusammenfassung der Ergebnisse

1. Ihrer Einschätzung nach: Wie wird Diversität im IFZ gefördert?
2. Wie relevant ist das Thema Diversität für Ihren direkten Arbeitsauftrag/Arbeitsalltag?
3. Sollte das Thema „Diversität“ regelmäßig in Ihrem Team behandelt werden? - Wenn ja – welche Schwerpunkte sind für Ihr Team / Ihren Arbeitsauftrag besonders wichtig?
4. Welchen Wunsch / welche Idee / Anregung möchten Sie dem Qualitätszirkel Diversität mitteilen?
5. Haben Sie sich mit dem Thema Diversität bereits beschäftigt (Ausbildung, Studium, Fortbildung u.ä.)?

Wichtig war uns einen Eindruck zu bekommen, inwieweit die Mitarbeitenden eine Förderung von Diversität im IFZ bereits als gegeben wahrnehmen. Die Ergebnisse zeigen, dass mehr als 87% der Befragten die Diversitätsförderung des Trägers mindestens im mittleren oder sogar im hohen Bereich sehen. (Dieser wahrgenommene Ist-Zustand erscheint uns bereits recht ausgeprägt und es wäre spannend zu vergleichen, wie die Ergebnisse bei einem anderen Träger ausgefallen wären.) Die Einschätzung lässt aufgrund der Fragestellung offen, welche Inhalte die Mitarbeitenden unter „Diversität“ verstehen und auf welche Art und Weise ihres Erachtens Förderung im IFZ bereits „geschieht“. Sind es deklarierte Möglichkeiten und

Angebote, die die Mitarbeitenden wahrnehmen, oder wird die Förderung eher passiv durch unsere interkulturelle Historie und Prägung vermittelt? Wir können diese Frage zum jetzigen Zeitpunkt nicht abschließend beantworten. Wichtig wird aber sein, die Einschätzung von Diversitätsförderung im IFZ zu einem späteren Zeitpunkt erneut zu erheben und sie als kritische Prüfgröße zu nutzen, um zu schauen, inwieweit die Umsetzung und das Agieren eines Diversitätszirkels die Wahrnehmung der Mitarbeitenden nochmals verändert.

Bei der Frage zur wahrgenommenen „Relevanz von Diversität im Arbeitsalltag“ stufen knapp ein Drittel der Mitarbeitenden diese nur in den mittleren oder sogar niedrigen Bereich ein. Interessant wäre zu erfahren, woran Relevanz von Diversität von diesen Befragten festgemacht wird und was die Beweggründe einer eher niedrigen Einschätzung sind. Denn sind wir nicht alle unentwegt von diversen Zielgruppen und Fragestellungen umgeben und Teil dieser? Viele Gründe sind denkbar, so zum Beispiel Grenzen durch zeitlich knappe Ressourcen, die in einem hoch belasteten Arbeitsalltag für das Thema Diversität aufgebracht werden können. Aber auch das Bewusstsein, mit der wir diversitätssensible Themen überhaupt als solche wahrnehmen und kategorisieren, könnte eine Rolle spielen. Für ein besseres Verständnis möchten wir gerne im direkten Gespräch mit den

Teams mehr über die konkreten Beweggründe erfahren.

Gefragt nach Bedarfen in jeweiligen Teams wurden als thematische Schwerpunkte (in der Reihenfolge der Häufigkeit) „Inter-/Transkulturalität“, „Vorurteilsbewusstes Handeln/Anti-Bias“ und „Rassismus“ genannt. Auch der Punkt „Diskriminierung/AGG“ wurde von vielen Mitarbeitenden angeführt. Immerhin 48 mal wurden alle Kategorien als erforderliche Schwerpunkte bestimmt. Was damit genau gemeint ist, gilt es weiter zu erfragen. Auch die 27 Nennungen für „Sonstige/Weitere“ legen nahe nachzuforschen, was darunter verstanden wird. Hierzu gab es ergänzende Angaben: Diese Angaben (teilweise „nur“ ein fachlicher, wissenschaftlicher und/oder politischer Oberbegriff, teilweise konkrete Vorschläge und Forderungen) beziehen sich auf alle themenrelevanten Personengruppen: Kinder und Jugendliche, Eltern und Familien, Teams und Mitarbeitende sowie Kooperationspartner*innen.

Es war uns auch sehr wichtig, dass die Mitarbeitenden in der Beantwortung der Fragen ihre Perspektive und Wünsche offen und kreativ anbringen konnten. Dies wurde vor allem deutlich unter der Frage „Welchen Wunsch / welche Idee / Anregung möchten Sie dem Qualitätszirkel Diversität mitteilen?“. Wir sind erfreut, dass wir viele sehr

konkrete Anregungen und Wünsche erhalten haben, die sich mit unseren Ideen teilweise gedeckt haben. Wir haben jedoch auch viele neue Ideen dadurch bekommen und so zeigt sich, wie bereichernd schon ein so kurzes Brainstormen in einer größeren Gruppe sein kann. Vor allem haben die Antworten eins sehr deutlich gemacht: wir haben viele Mitarbeitende, die nicht nur großes Interesse an dem Themenkomplex haben, sondern schon intensiv damit befasst sind, vielschichtige Fragestellungen diesbezüglich bereits behandeln, Komplexitäten sichtbar machen und bereit sind, dies systematisch zu bearbeiten und in ihrer Arbeit Ergebnisse umzusetzen.

Dabei wurde vor allem ein Wunsch häufig formuliert, nämlich der nach regelmäßigen und fundierten Schulungen und Fortbildungen für alle. In den Formulierungen ist klar der Anspruch zu erkennen, dass alle Kolleg*innen über ein einheitliches Grundverständnis zu den Themenbereichen verfügen sollten, dass es hier eine Art „Qualitätsstandard“ geben soll. Es wurde mehrfach benannt, dass es einer ständigen Überprüfung der Standards bedarf, einer fortwährenden Anpassung an den aktuellen Stand der Forschung/Diskussion und dass all dies auf Dauer und strukturell in das IFZ implementiert werden sollte. Viele Personen haben in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass die Aufarbeitung von Diskriminierungserfah-

Erste Umfrage zur Diversität in unserer Einrichtung – Zusammenfassung der Ergebnisse

rungen und Privilegien dabei ein Ausgangspunkt der Arbeit sein muss. Weiter wurde der Bedarf an einer diversitätssensiblen Ausstattung der Räumlichkeiten, so nach einer entsprechenden Auswahl an Spielsachen, Literatur, Materialien aller Art formuliert. Außerdem besteht der Wunsch, dass sich das IFZ gerade auch zu diesem Thema mehr nach Außen positioniert, mit Veranstaltungen, in Gremien, durch Öffentlichkeitsarbeit. Das all dies Zeit und personelle Ressourcen benötigt, wurde mehrfach benannt.

Aus der ressourcenorientierten Sicht ist es erfreulich festzustellen, dass ein großer Teil (66% „ja“) der Befragten sich mit dem Thema Diversität bereits beschäftigt sieht. Eine tiefergehende Ressourcenerhebung ist notwendig, um zu erfahren welche (Fach-)Kenntnisse bereits vorhanden sind, um diese Ressourcen im weiteren Verlauf unseres Prozesses einzubinden und zu aktivieren. Einige Teilnehmende beantworteten diese Frage mit „nein“. Hier stellt sich die Frage, wie die Definition von „nein“ zustande kommt, obwohl davon auszugehen ist, dass Mitarbeitende in ihrem Arbeitsalltag mit dem Thema Diversität stets konfrontiert sind. Eine Hypothese dafür könnte sein, dass Beispielvorgaben von Ausbildung, Studium, Fortbildung die Schwelle zu „ja“ erhöht haben oder dass die alltäglichen Herausforderungen nicht aus dieser Perspektive erkannt bzw. begriffen werden.

Sowohl aus der ressourcen- als auch aus der bedarfsorientierten Sicht erscheint es wichtig, ein Bewusstsein für das Erkennen und Begreifen des Fachthemas „Diversität“ zu initiieren. Auch die klare Definition der Begrifflichkeiten kann hier tragend sein. Dies kann eine gute Basis für die Erschaffung und stetige Aktualisierung der fachlichen Sensibilität sein, die wiederum ist eine Voraussetzung für die fachliche Handlungssicherheit in unterschiedlichen Kontexten.

Zusammenfassen lassen sich die Ergebnisse der Umfrage wie folgt:

Es geht um Diskriminierung. Zum ersten müssen ihre jeweiligen Erscheinungsformen gesehen und aufgezeigt werden, um sie sich und anderen bewusst zu machen. Diese Sensibilisierung wollen wir durch Einbeziehung bereits vorhandener diversitätsbezogener Ressourcen unserer Mitarbeitender sowie durch Schulungen ermöglichen und fördern. Auch erachten wir auf einzelne Teams fokussierte Bedarfsabfragen als erforderlich und werden diese regelmäßig durchführen. Zum zweiten geht es in unserem Handeln auch darum, aktiv gegen Diskriminierung vorzugehen. Dieses Vorgehen schließt auch die (institutionelle) Diskriminierung ein, die unsere Klient*innen und Ratsuchenden aber auch unsere Mitarbeitende nicht selten in der Auseinandersetzung mit weiteren Fach- bzw.

Anlaufstellen erfahren. Uns ist jedoch bewusst, dass auch wir von den gesamtgesellschaftlichen Strukturen nicht getrennt sind und richten daher zunächst einen kritischen Blick auf uns selbst.

Die Curriculum-AG des Qualitätszirkels Diversität:
Jens Dohrmann, Fehmi Odabaş, Anne Katrin Strupp-Nassabi, Anna Willich und Senka Turk



M

Mann
Mannigfaltigkeit
Männlich
Mehrsprachlichkeit
Mensch
Menschenrechte
Menschliche Vielfalt
Migration
Migrationshintergrund
Miteinander
Multikulturalismus
Multikulturalität
Multikulturell
Multikulturelle Gesellschaft

N

Nationalität
Neugierde
Nicht der Norm entsprechend
Nichtbeachtung von Minderheiten
Norm
Normal
Normalität
Nuanciert

A

ssoziationen zum Begriff „Diversität“ – eine Gedankenübertragung in die Praxisräume

Ein kleines Spiel bevor Sie weiterlesen? Nennen Sie die ersten drei Begriffe, die Ihnen zum Wort „Diversität“ spontan einfallen. Dies war die Eingangsfrage in der vorab geschilderten „Ersten Umfrage zur Diversität“. Es kamen insgesamt 241 unterschiedliche Antworten zusammen. Davon sogar 152 Einmalnennungen. Es wurden also 152 unterschiedliche Begriffe mit dem Wort „Diversität“ in Verbindung gebracht, die nur ein einziges Mal vorkamen. Dass die Assoziation von „Diversität“ zu „Vielfalt“ (80 Nennungen) oder zum Wort „Unterschied“ (40 Nennungen) keinen weiten Weg hat, liegt recht nahe. Beeindruckend sind aber eben die Einmalnennungen. So wurde das Wort „Diversität“ bspw. mit Begriffen assoziiert wie „Achtsamkeit“, „Anwerbung“, „Chemie“, „Ehrlichkeit“, „Fülle“, „Lebenssinn“, „liebvoller Umgang“, „Komplexität“, „nuanciert“, „Sicherheit“, „Spaß“, „studieren“ oder auch „umfassend“. Ich habe darüber nachgedacht, wie es zu dieser großen Menge an unterschiedlichen Assoziationen gekommen ist und was dies im Ergebnis bedeutet. Hier meine ganz persönliche, subjektive Interpretation dazu:

Zum einen gehen wir davon aus, dass grundsätzlich die angewendete Sprache unsere Haltungen formt bzw. Machtpositionen verfestigt. Nicht ohne Grund erleben wir den aktuellen, teilweise stark polarisierenden, gesellschaftlichen Diskurs zu diesem Thema. Zum anderen sind wir aktive Teilnehmende in täglichen beruflichen Begegnungen mit Nutzer*innen, Kolleg*innen, Kooperationspart-

ner*innen etc. Es sind diese Begegnungen, die uns die „Vielfalt“, die breite Palette der Lebenssituationen erschließen. Vor allem zeigen sie uns die Vielfalt jeder einzelner Person, ihrer Biographie, ihrer Lebensverhältnisse, ihrer Beteiligungschancen und ihrer Erfahrungen in der gesellschaftlichen / sozialen Interaktion auf. Und dann, gefragt nach Assoziationen wie oben, kommen Begriffe heraus, die weit über die theoretische, universitäre Strukturierung des Begriffs „Diversität“ hinausgehen. Sie gehen auch weit über das hinaus, was wir dazu in der medialen Darstellung erfahren können. So entsteht meines Erachtens die Verzerrung zwischen Theorie und Praxis, zwischen (angestrebten) Regularien zum Sprachverständnis sowie den (potentiellen) Anwender*innen dieser Regeln auf der einen und den Empfänger*innen einer bestimmten Ausdrucksweise auf der anderen Seite.

Wenn ich bei dem Bild der „täglichen Begegnungen“ bleibe und an die Aufgabenbereiche unserer Einrichtung denke, so bestätigen mir diese vielen Begriffe, dass unsere Mitarbeitenden nicht nur sehr feinfühlig Beobachtende sind, sondern im Rahmen von Unterstützungen/Begleitungen der Nutzer*innen stets eine vielschichtige Analyse der jeweiligen Anliegen vornehmen und alle sich daraus ergebenden Hürden und Problematiken bei der Lösungsfindung einbeziehen und bewältigen müssen.

Denn ein Anliegen einer ratsuchenden Person ist ja nie nur ein Anliegen.

Im praktischen Alltag kommen noch mindestens zwei wesentliche Aufgaben dazu:

Die Selbst- und Teamreflexion der Mitarbeitenden und das „Laut werden“. Im Rahmen der Reflexion sollten wir uns die Fragen stellen: „Welche Begriffe nutze ich, um meine Wahrnehmung einer bestimmter Begebenheit/Problematik zu beschreiben? Was sagt das aus in Hinblick auf meine Machtposition, meine Vorerfahrungen und auf die oft besprochene Augenhöhe in der Zusammenarbeit mit Nutzer*innen?“ Diese Reflexionen können (sollten) sowohl im Rahmen von Einzelsupervision als auch im Rahmen von kollegialer Beratung stattfinden. Sie sind wesentlich, wenn es um eine nachhaltige Arbeit gegen Diskriminierung jeglicher Art geht.

Genauso wesentlich ist das „Laut werden“. Hierbei geht es um die Arbeit nach Aussen - um das Einstehen für Nutzer*innen, die (noch) keine ausreichend laute eigene Stimme haben. Wir müssen dabei behilflich sein, dass ihre Belange, ihre strukturellen Positionen und ihre Ressourcen sichtbar werden. Dies nicht nur als „Fürsprecher*innen“, sondern auch in dem wir ihnen Räume zur Verfügung stellen, in den sie sich organisieren (Empowerment) oder ihnen Wege aufzeigen, die sie eigenständig antreten können (Beteiligung).

Es ist schon bemerkenswert, wie viele gedankliche Anregungen so ein Assoziations-Spiel mit sich bringt. Wir werden bestimmt weiter damit arbeiten und in unseren Fachteams versuchen, die vielen Perspektiven, die sich daraus ergeben, zu beleuchten.

Und welche drei Begriffe zu dem Wort „Diversität“ sind Ihnen eingefallen? Wenn wir Sie inspiriert haben, eine ähnliche Übung auch in Ihrem Team umzusetzen, so freut uns das sehr. Wer weiß – vielleicht bekommen wir ja eine Gelegenheit zum entsprechenden Austausch. Bereichernd wäre es bestimmt!

Senka Turk, Koordination Qualitätszirkel Diversität

D

er rassismuskritische Safer Space - muss das sein?

Anmerkung zur Verwendung einiger Begriffe:

„Schwarze Menschen“ ist eine Selbstbezeichnung und beschreibt eine von Rassismus betroffene gesellschaftliche Position. „Schwarz“ wird großgeschrieben, um zu verdeutlichen, dass es sich um ein konstruiertes Zuordnungsmuster handelt und keine reelle ‚Eigenschaft‘, die auf die Farbe der Haut zurückzuführen ist. So bedeutet „Schwarzsein“ in diesem Kontext nicht, einer tatsächlichen oder angenommenen ‚ethnischen Gruppe‘ zugeordnet zu werden, sondern ist auch mit der gemeinsamen Rassismuserfahrung verbunden, auf eine bestimmte Art und Weise wahrgenommen zu werden.

„People of Color / Menschen of Color“ ist eine internationale Selbstbezeichnung von/für Menschen mit Rassismuserfahrungen. Der Begriff markiert eine politische gesellschaftliche Position und versteht sich als emanzipatorisch und solidarisch. Er positioniert sich gegen Spaltungsversuche durch Rassismus und Kulturalisierung sowie gegen diskriminierende Fremdbezeichnungen durch die weiße Mehrheitsgesellschaft. „Weiß“ und „Weißsein“ bezeichnen ebenso wie Schwarzsein keine biologische Eigenschaft und keine reelle Hautfarbe, sondern eine politische und soziale Konstruktion. Mit „Weißsein“ ist die dominante und privilegierte Position innerhalb des Machtverhältnisses Rassismus gemeint, die sonst zumeist unausgesprochen und unbenannt bleibt. „Weißsein“ umfasst ein unbewusstes Selbst- und Identitätskonzept, das weiße Menschen in ihrer Selbstsicht und ihrem Verhalten prägt und sie an einen privilegierten Platz in der Gesellschaft verweist, was z.B. den Zugang zu Ressourcen betrifft.“ (Quelle: <https://www.amnesty.de/2017/3/1/glossar-fuer-diskriminierungssensible-sprache>)

Seit vielen Jahren gab es in unserem Team den Wunsch und den dringenden Bedarf, sich mit diskriminierungskritischen Themen zu befassen. Dann kam das Jahr 2020. Nein, wir sprechen nicht von Corona sondern von dem nach wie vor fast unbegreiflichen und doch leider für viele von uns nicht so wirklich überraschenden Anschlag in Hanau. Und ja, dann kam auch noch Corona. Und neben der vielen schweren und schrecklichen Umstände, die dieses Virus gebracht hat, so hat es auch die Notwendigkeit aufgezeigt und die Motivation zurück ins Team gebracht, sich mit den

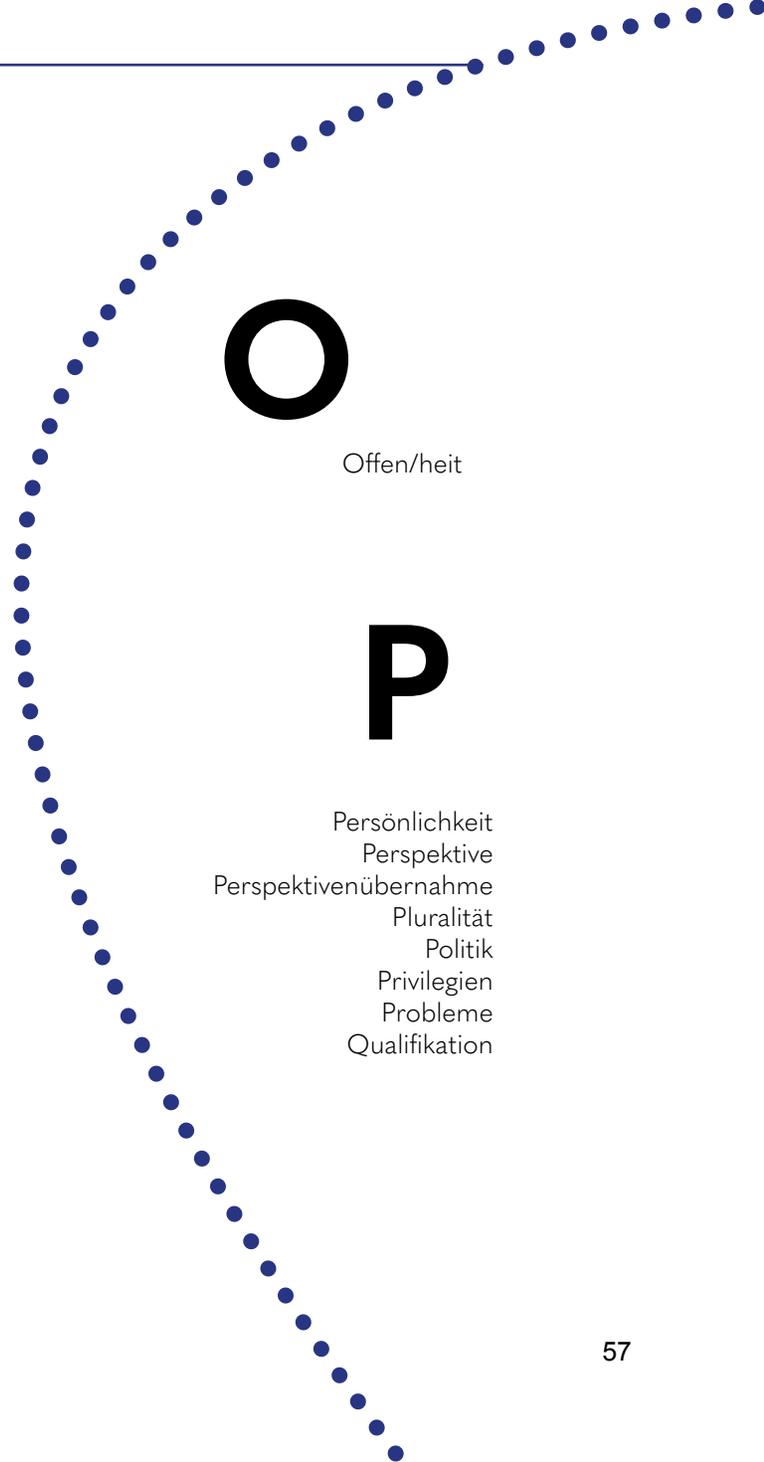
wirklich entscheidenden Themen zu befassen. Und so haben wir uns untereinander viel mit rassismuskritischen Fragestellungen, Anti-Bias und anderen Konzepten auseinandergesetzt. Ein Ergebnis hieraus ist die Schaffung gleich drei neuer Gruppen, die sich der rassismuskritischen Arbeit verschrieben haben: das Meet up für schwarze Frauen* und Frauen* of Color, der antirassistische Vernetzungstreff für Männer* und Männer* of Color sowie die Gruppe zum Thema „Ally Sein“. Nun ist es nicht zufällig so gekommen, dass wir diese drei Gruppen gegründet haben und nicht etwa

eine „antirassistische Aktionsgruppe“. Denn eins ist uns bewusst: alle Menschen haben eine Position im rassistischen System, diese ist jedoch sehr unterschiedlich geprägt. Menschen sind stellenweise unterschiedlich diskriminiert, z.B. dadurch, in welchem Geschlecht sie wahrgenommen werden. Zudem gibt es Personen, die von Rassismus profitieren – ob sie wollen oder nicht. Selbstverständlich spielen weitere Faktoren eine Rolle, wie etwa der sozio-ökologische Hintergrund. Diese anderen Diskriminierungskategorien gilt es in den Gruppen mitzudenken. Wir haben die Möglichkeit zumindest Männern* und Frauen* jeweils einen Safer Space in diesem Rahmen anzubieten. Hierzu haben uns einige Nachfragen erreicht und teilweise waren diese sehr kritisch. Wir können uns darüber freuen, dass es (bisher) keinerlei negative Rückmeldungen zum Thema an sich gab – ganz im Gegenteil! Doch das Konzept des Safer Space irritiert offensichtlich.

In ihrem Artikel „Unter Schwarzen: Sind ‘Safe Spaces’ heilend, selektiv, beides oder nichts?“ hat Ciani-Sophia Hoeder für ROSAMAG das Konzept „Safe Space“ ausführlich erklärt, seine Entstehungsgeschichte, Pro und Contras benannt.

(<https://rosa-mag.de/unter-schwarzen-sind-safe-spaces-heilend-selektiv-beides-oder-nichts/>
(Stand 21.12.2021))

Wie sie sagt – und wir denken, das ist den meisten bewusst – soll es sich bei einem Safe Space



O

Offen/heit

P

Persönlichkeit
Perspektive
Perspektivenübernahme
Pluralität
Politik
Privilegien
Probleme
Qualifikation

Der rassismuskritische Safer Space - muss das sein?

um einen Ort handeln, an dem eine *„inklusive Umgebung, frei von diskriminierenden Äußerungen geschaffen wird. Frei von Mikroaggression und triggernden Formulierungen.“* Hoeder selbst geht dabei in ihrem Artikel darauf ein, dass es fast unmöglich ist so einen Raum zu schaffen. Dies hat auch uns dazu bewegt, mit dem Begriff „Safer“ statt „Safe“ zu arbeiten.

Wichtig ist: Die dem Konzept kritisch gegenüberstehenden Personen wollen durchweg ebenfalls einen solchen „inklusive“ Raum. Was irritiert sie also? Es ist das ganz Offensichtliche, was wir uns im Ergebnis wahrscheinlich alle wünschen. Sie hoffen auf einen Raum, in dem alle Menschen diskriminierungsfrei oder zumindest diskriminierungssensibel miteinander umgehen. Vor allem wünschen sie sich einen Raum, aus dem niemand mehr ausgeschlossen wird. Um zu verstehen, warum wir uns aber dafür entschieden haben, genau dies letztlich doch zu tun, ist eine andere Aussage in Hoeders Text entscheidend. Hoeder sieht im Safe Space die Hoffnung auf Folgendes: *„Einfach ein Mensch zu sein, entkoppelt von der eigenen Hautfarbe.“* Denn die Realität ist leider noch weit von der Utopie entfernt. Viele Diskussionen werden nach wie vor von weißen Personen geleitet und maßgeblich gesteuert. Die Meinung nicht weißer Akteur*innen kommt dabei oft zu kurz oder wird sogar relativiert. Zudem fühlen sich rassifizierte, also rassistisch „markierte“ Personen nicht zu Unrecht ständig als solche wahrgenommen. Sie wissen, dass ihre Aussagen, Handlungen,

Meinungen etc. viel zu häufig auf ihre vermeintliche Herkunft bezogen werden. Dies geschieht oft auch dann noch, wenn die Anwesenden sich selbst als „antirassistisch“ wahrnehmen. Fakt ist: Es passiert deutlich häufiger, als dass es nicht passiert, und als nicht weiße Person muss ich ständig damit rechnen – es sei denn, ich befinde mich in einem Safer Space. Und diese Feststellung ist keine Beleidigung gegen alle weißen Personen oder gar eine Diskriminierung. Das ist einfach Fakt. Der Safer Space bietet die Möglichkeit, ein wenig von diesem Stress, die „Habachtstellung“ ablegen zu können. Der Safer Space ist eine Notwendigkeit in einer von strukturellem Rassismus geprägten Gesellschaft.

Und bitte bedenken Sie: weißen Menschen wird dadurch nicht wirklich etwas weggenommen. Ihre Stimme wird in der Regel gehört (wenn nicht, dann liegt dies nicht an ihrem Weißsein) und sie haben Zugänge zu den meisten anderen Orten (dies kann natürlich durch andere Formen der Diskriminierung beschränkt sein) – und zwar zu enorm vielen, zu denen es Schwarze Personen nicht haben oder nur sehr eingeschränkt. Eingeschränkt ist der Zugang auch dann, wenn ich an dem entsprechenden Ort als „fehl am Platz“, „Sonderling“ oder gar als potenzielle „Gefahr“ wahrgenommen werde. So berichten es einige PoC aus Opernhäusern, Museen, Vorlesungen etc. – muslimisch gelesene Männer nicht selten aus U-Bahnen, Zügen und Flugzeugen etc.

Das ist übrigens eine gute rassismuskritische

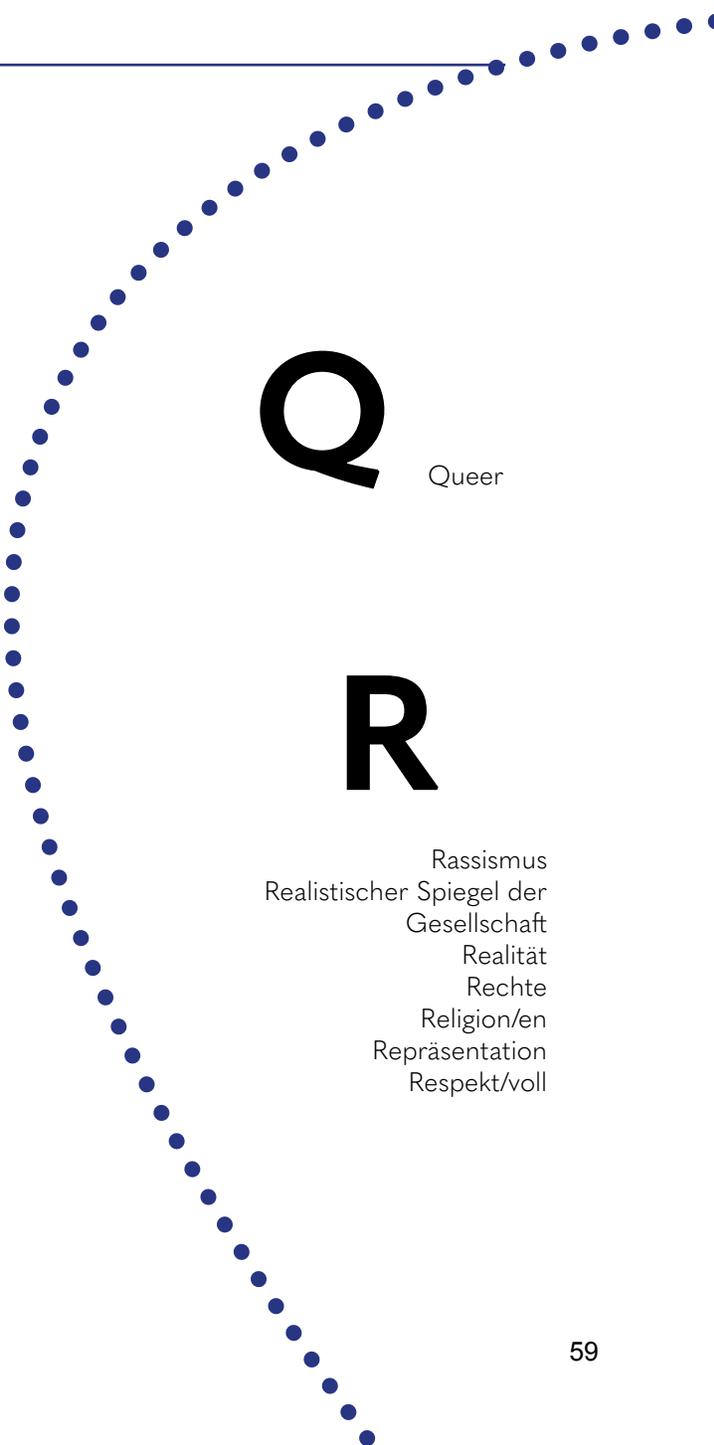
Übung für alle weißen Personen, die an der Notwendigkeit eines Safer Space zweifeln: Überlegen Sie sich an allen Orten, ob Sie sich als Schwarze Person oder muslimisch gelesene Person hier genauso wohl und willkommen fühlen würden. Sie werden feststellen, dass weiße Menschen recht viele Safer Spaces haben.

Also ja, wir denken, Safer Spaces muss es aktuell geben. Sie bieten Raum und Ruhe um Denkräume zu erweitern. Dabei sollen unsere Safer Spaces auch Orte sein, an denen kontrovers diskutiert werden darf. Die Gruppenleitungen werden jeweils unser Konzept mit allen Teilnehmenden besprechen und darauf hinweisen, dass diskriminierende Äußerungen keinen Raum haben, wie sie, wenn sie auftauchen – denn sie werden auftauchen - sicher angezeigt werden können und wie diese Rückmeldungen stets wertschätzend aufgenommen werden.

Und zum Schluss wollen wir anmerken: Die drei Gruppen stehen miteinander in Kontakt, sie planen gemeinsame Veranstaltungen und Aktionen und wissen, dass sie für die gleiche Sache einstehen.

Jenny Scherz, Leitung „Meet up schwarze Frauen und Frauen of Color“

Anna Willich, Leitung Gruppe „Ally Sein“



Q

Queer

R

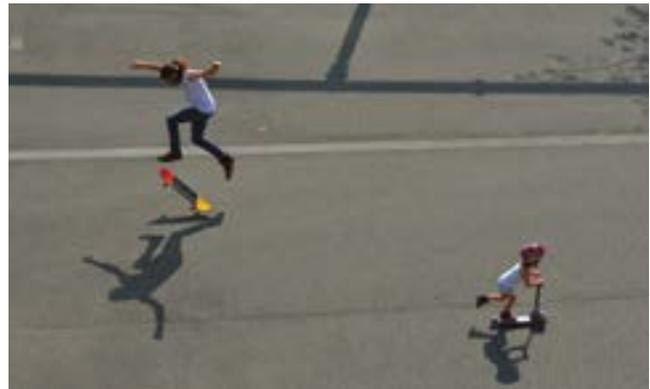
Rassismus
Realistischer Spiegel der
Gesellschaft
Realität
Rechte
Religion/en
Repräsentation
Respekt/voll

E

in Montagmorgen um 7:30 UHR eines total verrückten Jahres

Anruf einer Mutter eines Kindergartenkindes in der Kita, welche mitteilt, ihr Ehemann sei laut Bürgerstest positiv auf Corona getestet worden, das Ergebnis des PCR-Testes stehe noch aus. Sie selbst und ihre beiden Kinder seien laut aktuellem Bürgertest noch negativ. Die Leitung stellt fest, die beiden Kinder waren am Freitag das letzte Mal in der Kita. Die Eltern der Kinder in der Kita, welche mit den Kindern des positiv getesteten Vaters am Freitag Kontakt hatten, müssen benachrichtigt werden. Das Gesundheitsamt sowie die Geschäftsführung und Bereichsleitung des IFZ müssen zudem per E-Mail informiert werden. Am nächsten Tag meldet die Familie, der PCR-Test des Vaters sei positiv, das PCR-Test-Ergebnis der beiden Kinder und der Mutter stünden noch aus. Die betroffenen Gruppen werden geschlossen, alle Kinder müssen von ihren Eltern abgeholt werden. Wieder stehen etliche Telefonate an, welche nicht selten sehr herausfordernd sein können. Gleichzeitig meldet sich eine Erzieherin krank, Verdacht auf Corona, der Schnelltest war positiv. Auch sie muss zum PCR-Test. Auch hier werden die Eltern der Kinder, mit welchen ein relevanter Kontakt zur besagten Erzieherin bestand, entsprechend informiert. Manche holen ihre Kinder vorsichtshalber umgehend ab, manche warten noch, sie haben persönlich oft kaum eine andere Wahl. Das Gesundheitsamt wird, wie auch am Vortag, über alle Vorkommnisse informiert. Später meldet sich das Amt und veranlasst aufgrund der sich

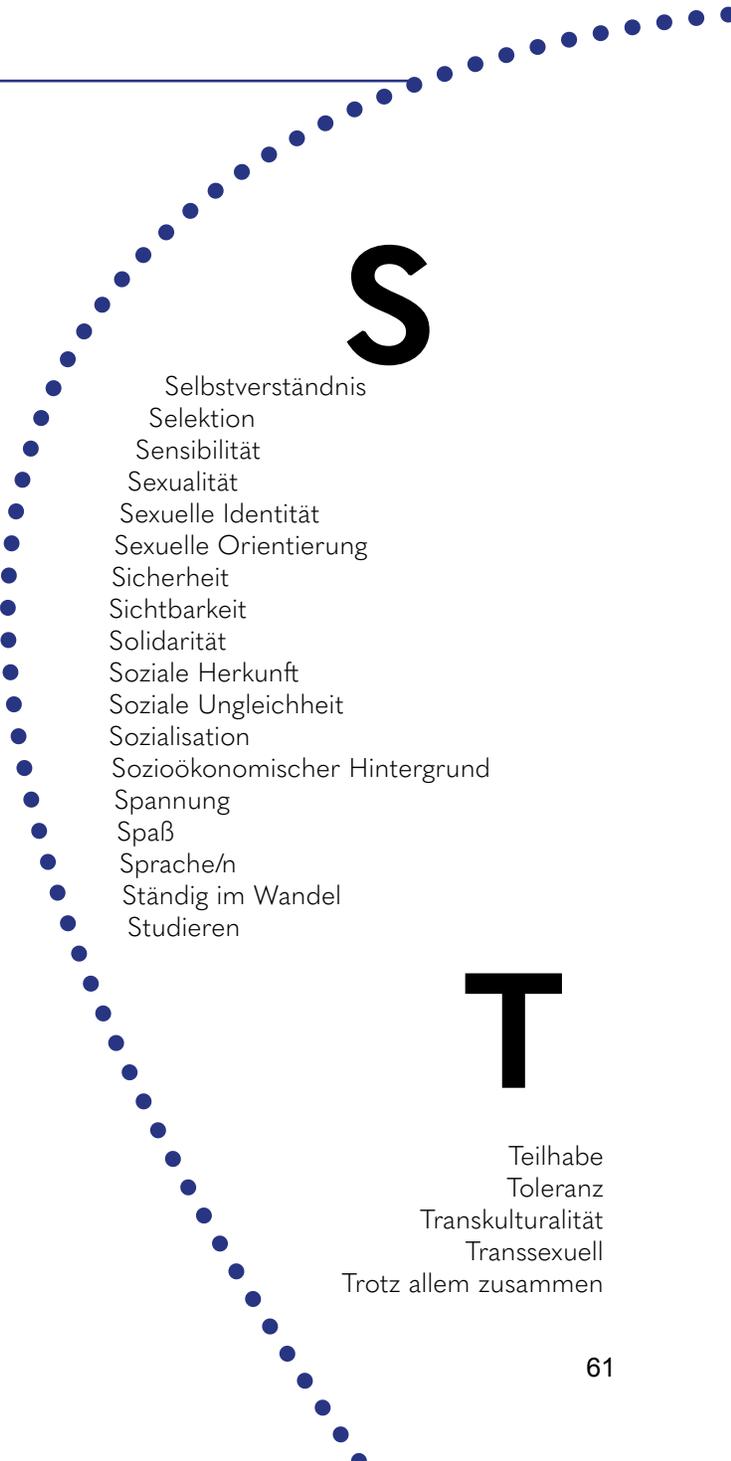
häufenden Fälle eine Testung aller Kinder. Bis zur Testung durch medizinisches Personal in der Kita müssen alle Kinder der Kindergartengruppen von ihren Eltern abgeholt werden, also eine Schließung aller Gruppen organisiert werden. Sollte der Test positiv ausfallen, wird die Betreuung 10 Tage ausgesetzt. Je nachdem, wie die Ergebnisse der PCR-Tests ausfallen, wird das Gesundheitsamt eine mögliche Freitestung mitteilen. Parallel zum Geschehen im Kindergartenbereich hat eine Mutter dringend Gesprächsbedarf mit der Leitung, da ihr erkältetes Kind von den Erzieher*innen zum heutigen Kita-Besuch nicht zugelassen wird. Auch haben sich zwischenzeitlich 4 weitere Kolleg*innen, darunter eine Hauswirtschaftskraft, krankgemeldet. Damit fehlen fast 50% des Kita-Teams. So oder ähnlich oder noch kurioser beginnen viele Montage und auch andere Tage in unseren 9 Kitas.



© Arez Ghaderi

Man beginnt den Arbeitsalltag und die Ereignisse stürzen auf das Team und die Leitung ein. Bereits anstehende Aufgaben und to-do-Listen müssen warten. Die Einrichtung ist sozusagen gefühlt komplett fremdgesteuert, kann mitunter nur noch reagieren, von geplantem pädagogischen Gestalten kann seit fast 2 Jahren teilweise keine Rede mehr sein. Die Leidtragenden sind dabei die Kinder. Viele Krippenkinder haben aufgrund ihres sehr jungen Alters die Welt ohne Corona noch nicht erleben können und die auch älteren Kinder im Kindergarten können sich an eine Zeit vor Corona kaum erinnern. Ganz ähnlich sind die Erfahrungen in den 40 Tagesfamilien mit ihren über 120 betreuten Kindern, die vom Fachdienst Kindertagespflege des IFZ in freier Trägerschaft der Jugendhilfe begleitet werden.

Verunsicherung macht sich im allgemeinen gesellschaftlichen Leben breit, die Kitas bilden einen Spiegel davon ab. Fehlende Transparenz durch weniger Kontakte, spärlichere Kommunikation tragen zu Misstrauen, sogar bis zu Angst bei. Angst um die eigene Gesundheit, die Existenz, um die Kinder, die Familien. Erzieher*innen sind täglich größerer Ansteckungsgefahr ausgesetzt, ähnlich wie bei medizinischen Berufsgruppen. Der Krankheitsstand ist eklatant hoch, kaum sind die einen wieder gesund, meldet sich die Gruppenkolleg*in aus Erschöpfung krank. Und ja, eine Erschöpfung macht sich breit, saugt an der Motivation.



S

Selbstverständnis
 Selektion
 Sensibilität
 Sexualität
 Sexuelle Identität
 Sexuelle Orientierung
 Sicherheit
 Sichtbarkeit
 Solidarität
 Soziale Herkunft
 Soziale Ungleichheit
 Sozialisation
 Sozioökonomischer Hintergrund
 Spannung
 Spaß
 Sprache/n
 Ständig im Wandel
 Studieren

T

Teilhabe
 Toleranz
 Transkulturalität
 Transsexuell
 Trotz allem zusammen

Ein Montagmorgen um 7:30 Uhr eines total verrückten Jahres

Der Beruf der/des Erzieher*in ist auch ohne Hygieneregeln unter Pandemiebedingungen ein sehr verantwortungsvoller, eine tägliche Herausforderung, die ein hohes Maß an Empathie, Flexibilität, Neugierde, Fachkompetenz, Eigenreflexion, Eigenmotivation, Teamfähigkeit und nicht zuletzt Überblick und Umsicht fordert. Attribute, die nicht selbstverständlich sind. Leitungen und ihre Teams erweitern tagtäglich ihre Denkräume, um anfallende Aufgaben zu bewältigen und trotzdem Kindern einen schönen Kita-Alltag mit möglichst viel Wohlbefinden zu bieten. Die Verantwortung ist riesig. So stellt die Pandemie den Kita-Alltag vor neue Herausforderungen. Es wird deutlich, dass erhöhte Anforderungen an Führungsqualitäten bestehen, eine erhöhte Aufgabenvielfalt und veränderte Aufgabenschwerpunkte bearbeitet werden müssen und dass die Arbeitsbelastung steigt.

Das IFZ als Träger der Kitas unterstützt, wo es möglich ist. Natürlich müssen wir als Arbeitgeber auch akzeptieren, dass das Virus mitunter das letzte Wort hat. Wir versuchen, Positives zu vermitteln und die Arbeit in den Einrichtungen zu wertschätzen. Daher möchte ich ein ernst gemeintes DANKE an unsere Mitarbeiter*innen für ihren tollen und oft selbstlosen Einsatz aussprechen. Ein Ohr zu haben, Mut machende Worte zu finden, trotz allen schwierigen Umständen den positiven Blick zu bewahren, ist das Mindeste.

Der bestehende Fachkraftmangel macht sich weiterhin als zusätzliche Hürde deutlich bemerkbar, welche alle Träger von Kitas sehr umtreibt. Mitarbeiter*innen zu binden ist daher ein zentrales Thema der Geschäftsführung.

Am meisten können wahrscheinlich die Kinder selbst die Kolleg*innen motivieren. Spätestens wenn Umfragen zu Angeboten der Kita bei Kindern in ihrem Urteil sehr positiv ausfallen oder die Arbeit der Kolleg*innen mit drei lachenden Smiley bedacht wird, sieht man, dass sich der Einsatz lohnt und dies eine wunderbare stärkende Wertschätzung ist, für welche sich jede Anstrengung gelohnt hat.

Ich wünsche unseren Kita-Teams, dass sie die Kraft finden, die Chancen dieser Pandemie neben allen Belastungen zu erkennen. Neue Routinen zu schaffen, Mut und Offenheit beibehalten, organisatorische und pädagogische Alltagsstrukturen und Abläufe zu hinterfragen und zu überdenken, und die Pandemie als Chance nutzen, um dauerhaft und resilient Veränderungsprozesse im Kita-Alltag im Sinne unserer Kinder und Familien zu initiieren.

Marion Ring,
Bereichsleitung Kindertagesbetreuung

D

enkräume erweitern, öffnen, teilen: Erziehungspartnerschaft im Abstand

„Jede Veränderung beginnt in uns“ (Dalai Lama) - ein Zitat, welches Sie als Leser*in sicherlich häufiger bereits mal als motivierendes Wort gehört haben. Natürlich beginnt eine Veränderung für uns selbst im inneren Dialog. Wir spielen Szenarien durch und suchen, nur theoretisch, nach Lösungswegen. Für mich, ist dies eine Erklärung dafür, wie jeder von uns eigene Denkräume erweitert. Auf welche Art und Weise wir eben jene Denkräume aber teilen, ist umso herausfordernder. Diese Herausforderung erscheint noch größer, wenn wir uns in beruflicher oder auch fachlicher Beziehung begegnen und gleichzeitig Betretungsverbot in einzelnen Einrichtung besteht, außerdem noch Abstand gehalten werden muss und Gespräche auf ein Minimum zu reduzieren sind. Kurz um: Ist der Austausch zwischen Erziehungspartner*innen in der Kindertageseinrichtung zu kurz gekommen?

Um genau diesen Austausch geht es in meinem Erfahrungsbericht; um das Sammeln von positiven Erfahrungen und der Erweiterung meines professionellen Horizonts. Nun möchte ich Sie dazu einladen, in meinen Gedankenraum einzutauchen.

Im letzten Jahr stellten viele Veränderungen meine Kolleg*innen und mich vor verschiedene Herausforderungen. Trotz dieser haben wir die Kinder eingewöhnen können und mit dem Alltag in der Kita vertraut gemacht. Der direkte Austausch mit ihnen ist gegeben und viele Dinge in diesem Teil meiner Arbeit verlaufen noch nach gewohntem

Tagesablauf. Jedoch gestaltete sich die Zusammenarbeit mit unserer „neuen“ Elternschaft weniger reibungslos; der Elternabend wurde abgesagt, gemeinsame Gespräche waren auf Kontakte zwischen Tür und Angel reduziert. Viele Informationen blieben einfach auf der Strecke und auch der individuelle Austausch war zu wenig. Ganz alltägliche Fragen oder auch Probleme schienen in meinen Augen zu wachsen. Weiterhin fragten einige Eltern nach einem Gesprächstermin oder sorgten sich um neue Verhaltensweisen oder generell um den Entwicklungsstand ihrer Kinder. Um solch differenzierte und gleichzeitig umfassende Fragen zu beantworten, kommt in der Regel nur ein persönliches Gespräch in Frage. So entschied ich mich, meine Beobachtungen aus dem Alltag für die Eltern zugänglich zu machen. Dazu verfasste ich einen Bericht, in welchem ich meine fachliche Einschätzung formulierte. Im Vorfeld gab ich meine Idee an die Elternschaft weiter und erfragte deren Bedarfe. Hier zeigte sich ein großes Interesse und es kamen insgesamt sechs verschiedene schriftliche Ersteinschätzungen zusammen.

Ich orientierte mich dabei am bestehenden „Entwicklungs- und Beobachtungsbogen“ unserer Kindertageseinrichtung. Dieser wurde von unserem Team selbst erarbeitet. Innerhalb des Bogens werden verschiedene Fähigkeiten und Fertigkeiten in Kompetenzbereiche aufgeteilt. Insgesamt gibt es hier neun dieser Bereiche. Einzelne zutreffende Kompetenzen, Fähigkeiten oder Fertigkeiten wer-

den angekreuzt und durch Beobachtungen aus dem Alltag ergänzt. Mein Hauptaugenmerk lag auf den Ressourcen der eingewöhnten Kinder. Auch etwaige Besonderheiten und gezielte Aktivitäten zur Förderung waren Inhalt dieser Berichte. Ein weiterer Baustein war die Darstellung des Kindes im Umfeld „Kita“. So konnte ich eine differenzierte individuelle Ersteinschätzung vornehmen. Um Ihnen einen gezielten Einblick zu geben, folgen nun drei Abschnitte aus jeweils verschiedenen Berichten. (Die Namen sind anonymisiert.)

Emotionale Kompetenzen

Zu Beginn zeigte sich Franz im Kindergartenalltag unsicher. Er sprach anfänglich kaum mit anderen Kindern oder den Erzieher*innen. Nun spricht Franz sicher und erzählt frei. Zu seinen Gefühlen äußert er sich noch selten, zeigt sich nach und nach offener. Er erkennt verschiedene Emotionen und kann diese deuten. Über Komplimente und Lob freut er sich sehr und spricht positiv von sich selbst. Zusätzlich hat Franz sich selbst eine Strategie für mehr Sicherheit entwickelt. Bei vielen elementaren Bedürfnissen (Durst, Nase putzen, etc.), sagt er einem Erwachsenen was er tut, um eine Bestätigung zu erhalten. Durch die gewonnene Sicherheit in der Gruppe und dem Kindergarten wirkt Franz entspannt und ausgeglichen. Weiterhin geht er nun allein und mit Vorfreude in den Bewegungsraum. Franz hat stets sein eigenes Tempo und zeigt eine hohe Regulation seiner eigenen Bedürfnisse.

Motorische Kompetenzen

Die motorische Entwicklung ist, nach unserer Beobachtung, altersgerecht. Fiona zeigt sich stets bewegungsfreudig und ausdauernd. Sie hat eine ausgeprägte Körperspannung und zeigt eine korrekte Körperhaltung. Auch ihre eigene Kraft und die eigenen Reserven kann Fiona bereits gut einschätzen. Bei Gruppenaktivitäten erkennt sie nicht immer eigene Körpergrenzen, stößt manchmal an Gegenstände oder andere Kinder. Hier ist bereits eine Weiterentwicklung deutlich. Feinmotorische Aufgaben und Tätigkeiten erledigt Fiona altersentsprechend. Sie ist im Umgang mit dem Besteck sehr sicher.

Soziale Kompetenzen

In der Gruppe ist Saskia eine gefragte Spielpartnerin. Sie spielt mit verschiedenen Kindern und geht auch aktiv auf andere zu. Dabei achtet sie weder auf Geschlecht noch auf äußerliche Merkmale. Saskia hat auch bereits kontinuierliche Spielpartnerschaften. Sie hält sich an Regeln und Absprachen, zeigt ein Gefühl für Verantwortung. Eigene Ideen kann Saskia aktiv einbringen und sich andererseits auf die Ideen anderer einlassen. So kommt sie kaum in Konfliktsituationen. Auch das Teilen von Spielmaterialien ist für Saskia kaum herausfordernd. Ihre eigenen Grenzen äußert sie noch nicht sicher, zeigt aber durch ihr Verhalten deutlich, wenn ihr etwas zu viel ist. Sie sucht sich dann eine ruhige Beschäftigung oder auch etwas, was sie allein spielen kann. Saskia zeigt Interes-

se an Gesellschaftsspielen und spielt diese auch gern. Ihre Ausdauer ist dabei altersentsprechend.

Eltern, welche einen Bericht zur Ersteinschätzung erhielten, gaben mir eine positive Rückmeldung zu der gewählten Form der Information und zu den Inhalten. Auch über den Einblick in die Situation ihres Kindes zeigten sich die Eltern dankbar und interessiert. Folgend zum Bericht wurden mit den Eltern Telefon- bzw. im Einzelfall persönliche Gespräche geführt. Etwasiges Konfliktpotential konnte hier erkannt und Unstimmigkeiten geklärt werden. Dadurch ergab sich in kurzer Zeit ein sehr differenzierter Austausch über einzelne Kinder. Dies wurde von allen Beteiligten als deutlich positiv wahrgenommen. Beide Seiten der Erziehungspartnerschaft konnten mehr Einblick in die gegenüberliegende Seite gewinnen. Im Rahmen unserer Tätigkeit als Erzieher*in konnten wir die Kinder differenzierter und ganzheitlicher einschätzen. Außerdem gewannen die Eltern einen Einblick in unseren Alltag. Die Zusammenarbeit zeigte sich dadurch fassbarer.

All diese positiven Erfahrungen und gemeinsamen Erfolgserlebnisse haben mich für meine Arbeit neu motiviert. Auch wenn es eine arbeitsintensive Zeit war, kamen viele Gedanken und Ideen zusammen. Vor allem die entsprechenden Kinder konnten davon profitieren. Durch die differenzierte Einschätzung der Kinder gestalteten sich meine Handlungsansätze genauer und situativer. Auch

die Kommunikation mit den Eltern zeigte sich entspannter und vertrauensvoller. Diese Berichte ermöglichten es mir, meine Arbeit transparenter zu machen und die Lebenswelt Kita für die Eltern zu öffnen.

Diese Erfahrungen geben mir heute den Mut, darauf aufzubauen und diese Herangehensweise weiterhin zu nutzen. Denn auch in dieser Zeit gilt Betretungsverbot und möglichst wenig direkter Kontakt. Das erschwert zwar weiterhin unser Zusammenleben und eine fruchtbare Zusammenarbeit im Rahmen einer Kindertagesstätte. Doch der Mut, erneut meine eigenen Denkräume zu öffnen und mit anderen zu teilen, bleibt.

Mia Neumann, Pädagogische Fachkraft in der Kita Eschersheim

D a öffnete sich die Tür zum Wald

Der erste Lockdown führte viele Menschen (wieder) an die Natur heran. Alle kommerziellen Freizeiteinrichtungen waren geschlossen und die Menschen wollten einfach raus. So füllten sich Parks und Wälder und wir lernten die Liebe zur Natur wieder neu zu entdecken.

In der Familienbildung standen wir nach dem ersten Lockdown und auch in 2021 immer wieder vor der Herausforderung, Angebote für Familien im Freien zu implementieren, da Begegnungsräume oft zu klein oder die Auflagen so streng

waren, dass unser Ziel niedrigschwelliger Angebote nicht erfüllt werden konnte. Was zunächst in Form von gemeinsamen Picknicks mit eigener Brotzeit begann, mündete in die Wiederentdeckung des Waldes als unerschöpflichem Erholungs-, Erlebnis- und Lernort.

Der Wald wurde für uns zur Rettung in der Not, denn ein Ausflug dorthin, konnte sowohl den Bedürfnissen von Erwachsenen als auch denen von Kindern gerecht werden.

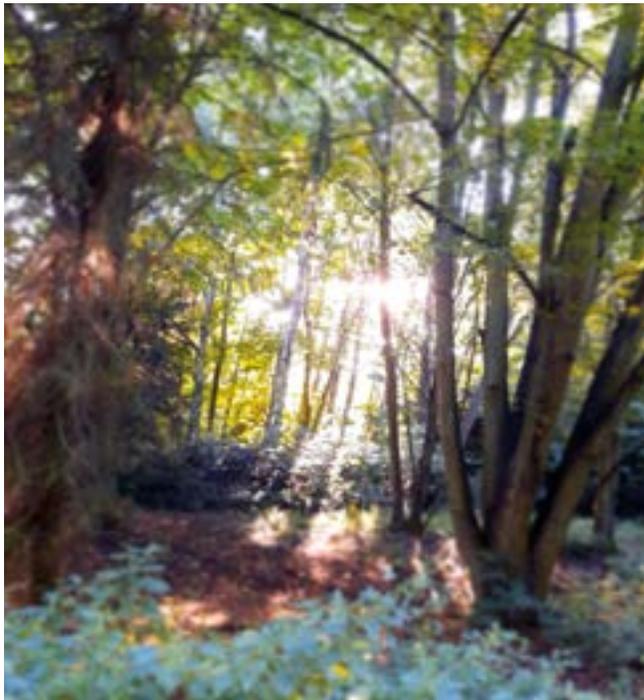


Die Wiederentdeckung des Waldes
Fotochallenge © Lina, 12 Jahre alt



Der Wald - liebenswert und schützenswert
Fasanerie Wiesbaden; Fotochallenge; © Layla Antar

Er erinnerte uns daran, dass schöne Erlebnisse nicht viel Geld kosten müssen und wie vielfältig die Möglichkeiten sind, die uns die Natur bietet. Vom erholsamen Spaziergang mit intensiven Gesprächen über Wildkräuterführungen für Naturbegeisterte bis hin zur Schatzsuche für Kindergartenkinder sowie Geo-Caching für Grundschul Kinder war alles dabei. Selbst unsere U3-Gruppen kamen im Wald auf ihre Kosten, denn hier wurde gerannt, getobt und gesammelt.



Wie der Wald uns an seine Schönheit erinnerte
Fotochallenge © Rouayda, 12 Jahre alt

An jeder Ecke gab es etwas zu entdecken und das zu jeder Jahreszeit. Bei einer Foto-Challenge für Mütter und Kinder entstanden die wundervollsten Aufnahmen.

Schließlich erinnerte uns der Wald daran, wie unendlich schön und schützenswert die Natur ist, auf das wir unserer Verantwortung als Menschen endlich nachkommen.

Layla Antar, Sozialräumliche Koordination der Familienbildung



U3-Kinder on tour © Layla Antar

Die „neue Normalität“ an der ESB Ludwig-Richter-Schule

Folgender Artikel ist in Gemeinschaftsarbeit von drei pädagogischen Fachkräften der Erweiterten Schulischen Betreuung an der Ludwig-Richter-Schule entstanden. An dieser Schule werden 125 Grundschul Kinder von Unterrichtsschluss bis 17 Uhr täglich betreut. Das Pädagog*innenteam hat zwei Jahre Pandemie hinter sich und verfolgt seit Sommer letzten Jahres das Hauptziel: „Rückkehr zur Normalität“.

Was versteht man unter „normal“? Gibt es überhaupt eine Normalität, an der sich die pädagogische Arbeit ausrichtet? Wenn man einen Blick auf unsere pädagogische Arbeit der vergangenen zwei Jahre wirft, so kann man diese, analog zu den jeweils verschärften oder gelockerten Maßnahmen, in verschiedene Phasen unterteilen. Die Pandemie führte dazu, dass unser Regelbetrieb eingeschränkt werden musste und schließlich auf einen Notbetrieb wechselte. Durchgängig galt es, erhöhten Sicherheits- und Hygienestandards stets Rechnung zu tragen. Seit ungefähr einem halben Jahr befinden wir uns wieder konstant in einem „Regelbetrieb“, dem „Regelbetrieb unter Pandemiebedingungen“. Konstant ist hier das Stichwort, denn nach so viel Wandel innerhalb solch kurzer Zeit vermissten viele der Kinder – so wie viele der Erwachsenen auch – sichere Strukturen im Alltag. Doch nun, wo so viel wieder möglich ist, die Kinder

in den Instrumentalunterricht oder auch mal ins Kino gehen, was ist von den Ideen und Gedanken geblieben, die aus der anfänglichen Unsicherheit und dem großem Respekt vor diesem unbekanntem Virus entstanden sind?



Jeder Betreuer, jede Betreuerin kennt das Gefühl, das sich einstellt, wenn man nach sechs Wochen Ferien feststellt, dass sich die Kinder verändert haben. Vor den Sommerferien hatte man sie tagtäglich betreut und eine enge Beziehung aufgebaut und nun scheint es, muss man in der Beziehungsarbeit von vorne beginnen. Zu Beginn des Lockdowns fürchteten wir, es könne ebenso verlaufen. Der entscheidende Unterschied: Im Fall des Lockdowns wusste niemand, wie lang diese Trennung andauern würde. Präventiv verfolgten wir also das Ziel, den Kontakt zu den Kindern aufrechtzuerhalten, auch wenn wir es rein physisch nicht konnten und durften. Zu diesem Zweck schrieben wir Briefe und trugen diese an die Kinder aus. Nicht nur Grüße und ein paar persönliche Worte, sondern auch Kreuzworträtsel, Sudokus, Bastelideen u. ä. waren darin enthalten. Wir erstellten aufwändige multimediale Inhalte und luden diese auf unserer Website hoch. Die Highlights darunter waren die „Wochenschau mit Paulo, dem Pinguin“ und die großen Wettbewerbsaktionen, die wir als Teil dieser Wochenschau organisiert haben – zum Beispiel eine große Schnitzeljagd im Stadtteil. Mit anderen Worten: wir trennten uns nicht von den Kindern, sondern passten uns an die neue Situation an.

Parallel zu diesen Bemühungen leisteten viele Eltern Herausragendes, damit ihre Kinder die Be-

treuung nicht oder nicht länger als nötig besuchen mussten und dadurch Kontakte reduziert werden konnten. Einige Kinder haben darunter gelitten, andere haben dadurch eine neue Selbständigkeit erlernt. Unabhängig von den motorischen Einbußen und psychologischen Spuren festigte sich eine Wirklichkeit, die sich schon seit dem Beginn der Pandemie langsam aber sicher etablierte: die Wirklichkeit mit Corona.

Das spiegelt sich in neuen Etiketten und Strukturen, die man vor der Pandemie eher als bizarr denn als „normal“ betitelt hätte. So werden Betreuer*innen, die seit gut eineinhalb Jahren in der Einrichtung arbeiten, von einigen Kindern angeschaut, als wären sie Fremde, wenn sie zum Trinken den Mund-Nasen-Schutz abnehmen. Zum einen natürlich, weil es ein gewisses Tabu geworden ist, keine Maske auf zu haben (auch wenn manche Leute, Kinder wie Erwachsene, das konstante Tragen immer noch nicht so richtig hinbekommen). Zum anderen aber, weil manche Kinder die Betreuer*innen einfach noch nie ohne Maske gesehen haben und sich wundern, wie sie unter der Maske aussehen. Da gibt es auch Kommentare wie „Herr Blahowetz, du siehst ganz komisch aus“ oder „Mit Maske siehst du besser aus“, weil die Kinder natürlich den unteren Gesichtsteil ihrer Betreuer*innen vor dem inneren Auge immer automatisch vervollständigt haben. Wie sehr es für

Die „neue Normalität“ an der ESB Ludwig-Richter-Schule

die Kinder normal geworden ist, die Betreuer*innen mit Maske zu sehen, zeigt sich in dem Phänomen, dass das erste Bild, das in der Betreuung von Herrn Blahowetz gemalt wurde, ihn mit Maske zeigt. Es gibt auch ein anderes, deutlich neueres Bild von ihm. Dieses Mal ohne Maske.

Auf diesem Bild hat er dafür spitze Zähne wie ein Raubtier und einen kreisrunden Mund, aus dem überallhin Coronaviren entfleuchen.

Im Umgang mit dem Mund-Nasen-Schutz haben sich manche kreativen Lösungen gefunden. So sprechen sich Kinder mit ihren Freund*innen ab, damit ihre Masken dieselben Motive haben. Wenn die Kinder an einem Lollipop lutschen, ziehen sie die Maske über den Stiel. Bekannt sind auch die mittlerweile alten Witze, dass einige Kinder auf die Aufforderung „ziehst du bitte die Maske auf“ reagieren, indem sie die Maske als Hut tragen oder als „Brille“ wenn man betont, dass sie über Mund und Nase gezogen gehört.

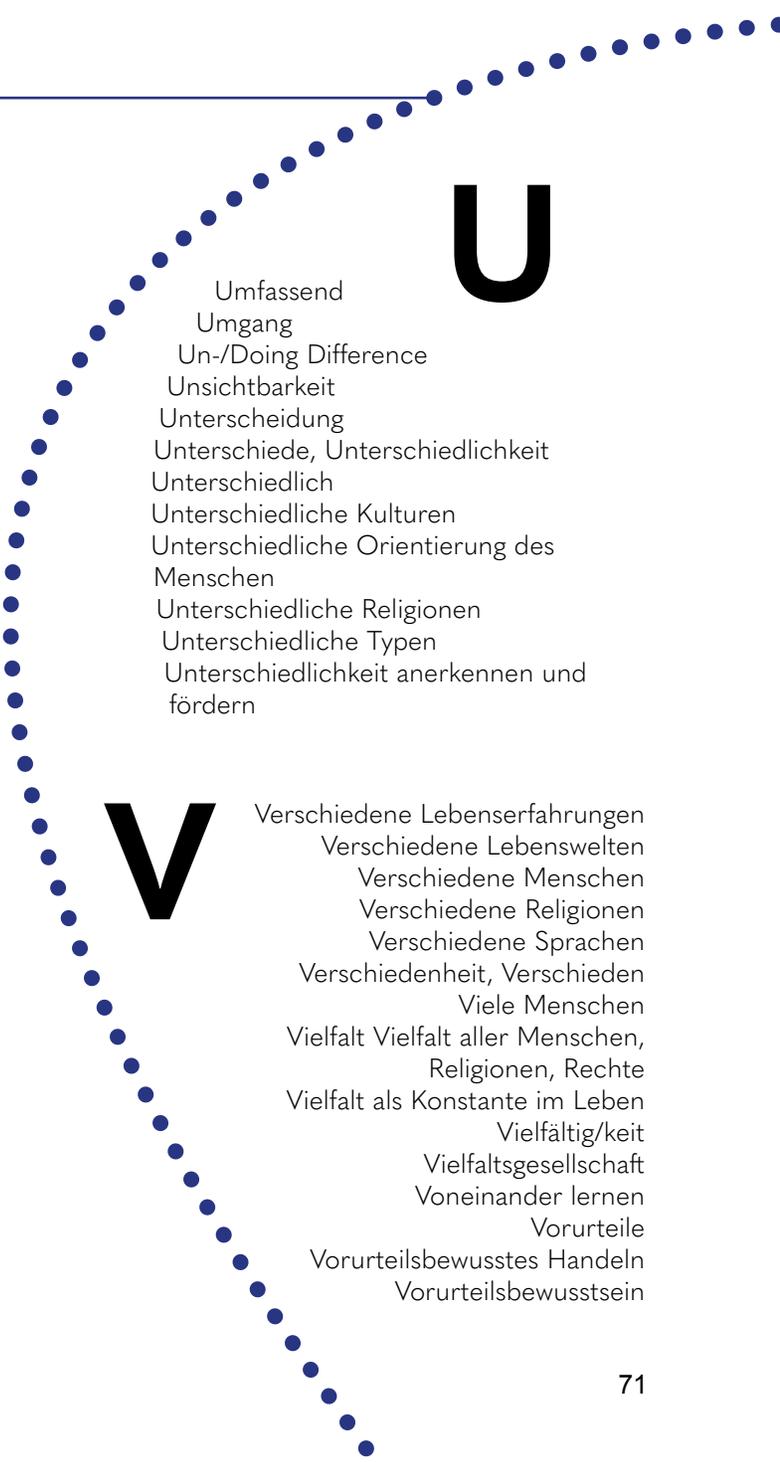
Natürlich sind das nicht die einzigen Kuriositäten. Auch das Nähe-Distanz-Verhältnis hat sich seltsam verschoben, und das sowohl im Sinne der Beziehung zu anderen Personen als auch im rein Physischen. Die Umgangsformen sind andere geworden. Und die Veränderung der Umgangsformen hat wiederum Auswirkungen auf das Beziehungsverhältnis zwischen den Menschen. Verfolgt man die Nachrichten, sieht man beispielsweise, dass sich sogar die Staatsoberhäupter nicht mehr die Hand schütteln, sondern nur noch den Ellenbogen oder die Faust reichen. Das erinnert mehr an Mitarbeiter in einem Jugendzentrum als an hohe Würdenträger.

© Die Kinder des 3. Jahrgangs ESB Ludwig-Richter-Schule



Im Alltag spiegelt sich dieses Phänomen: Nähe ist weiterhin Grundbedürfnis, gleichzeitig aber auch verboten und verunsichernd. In der Betreuung sind die Erwachsenen diejenigen, die damit am meisten zu kämpfen haben. Erfahrungsgemäß holen sich die Kinder auch weiterhin die Nähe zu anderen Kindern und auch zu Erwachsenen, aber für die Betreuer*innen fühlt sich eine Umarmung oder ein Auf-dem-Schoß-sitzen nun falsch an. In der Zusammenarbeit mit Eltern oder dem Austausch mit den Lehrer*innen sind alle sehr auf Distanz bedacht.

Beunruhigend und gleichzeitig bewundernswert ist, wie gut sich die Kinder an ihre äußeren Umstände adaptieren können. Für die Kinder sind die regelmäßigen Testungen schon normal geworden. Einige sammeln sogar die Silica-Gel-Tütchen und geben damit an, dass sie mehr haben als die anderen in ihrer Klasse. Wer hätte vor der Pandemie erwartet, dass ein so großer Bevölkerungsteil so regelmäßig mit biochemischen Testprodukten zu tun hätte? Wie gut die meisten Leute nun über komplexe medizinische Vorgänge informiert sind, ist absolut bemerkenswert. Die Kinder unterscheiden auch „Corona“ von anderen Krankheiten. Wenn jemand nicht in der Schule war, wollen sie genau wissen, ob die Person „Corona“ hat oder „einfach nur“ krank ist. An allen diesen Beispielen wird deutlich, wie sehr sich unsere Welt (und die der Kinder) verändert hat.



U

Umfassend
Umgang
Un-/Doing Difference
Unsichtbarkeit
Unterscheidung
Unterschiede, Unterschiedlichkeit
Unterschiedlich
Unterschiedliche Kulturen
Unterschiedliche Orientierung des Menschen
Unterschiedliche Religionen
Unterschiedliche Typen
Unterschiedlichkeit anerkennen und fördern

V

Verschiedene Lebenserfahrungen
Verschiedene Lebenswelten
Verschiedene Menschen
Verschiedene Religionen
Verschiedene Sprachen
Verschiedenheit, Verschieden
Viele Menschen
Vielfalt Vielfalt aller Menschen, Religionen, Rechte
Vielfalt als Konstante im Leben
Vielfältig/keit
Vielfaltsgesellschaft
Voneinander lernen
Vorurteile
Vorurteilsbewusstes Handeln
Vorurteilsbewusstsein

Nachdem zu Beginn der Pandemie alle Betreuer*innen darauf gehofft haben, dass die ganzen Einschränkungen möglichst kurz andauern würden und man schnell zum Regelbetrieb zurückkehren kann, merken wir immer mehr, dass die aktuellen Zeiten weniger als permanente Ausnahme betrachtet werden sollten, sondern als neue Normalität. Denn wie anfangs schon erwähnt, gilt es, sich in diesen Zeiten des ständigen Wandels immer wieder an neue Anforderungen anzupassen und Herausforderungen so kreativ wie möglich zu begegnen. So ist auch das, was wir unter „Normalität“ und „normal“ verstehen diesem Wandel ausgesetzt. Letztendlich ist „Normal“ ja auch nicht festgeschrieben. Es ist das, was wir als Normwert definieren, um andere Dinge daran zu messen! Auch weiterhin gilt es tolle Angebote für die Kinder anzubieten. Wie gut sich die Kinder schon jetzt mit den bizarren Neuerungen arrangiert haben, sollte optimistisch stimmen. Auch wenn sich viele Abläufe und Etiketten ändern, die wir seit langem als Gegeben betrachtet haben, sollten wir flexibel bleiben. Warum nicht, statt einer Theater-AG, einen Stop-Motion-Film mit Knetfiguren drehen? Warum nicht in der Koch-AG Videomitschnitte machen und Rezeptfilme erstellen, die dann zu Hause angeschaut werden und zum Nachkochen anregen können? Obwohl die Qualität der menschlichen Beziehungen eine andere ist im digitalen als im persönlichen Austausch, sollten wir die Möglichkeiten, die die Digitalisierung uns anbietet, nutzen. Wir sollten uns wie die Kinder

an die neuen Begebenheiten anpassen. So schafft man es, sogar ein bisschen Charme zu kitzeln aus dieser „Corona-Normalität“.

Jonas Blahowetz, Jacobo Quiroz und Liliana Rae-kow,
Pädagogische Fachkräfte an der ESB Ludwig-Richter-Schule

D

ie offene Jugenarbeit im „Lichtblick“ stellt sich neu auf

Das diesjährige Thema des Tätigkeitsberichts ist *Denkräume erweitern*. Was zunächst ein „Aha“ in mir hervorrief, änderte sich beim genauer darüber nachdenken in ein „Hm?“, um nicht zu sagen in „Hä?“. Das Thema klingt spannend und reizt mich irgendwie. Ohne genau zu wissen, was damit gemeint sein könnte, geschweige denn, was ich dazu beitragen könnte, hab ich zugesagt, für das Jugendbüro Lichtblick einen Beitrag zu verfassen. Tja, nun hab' ich den Salat. Super, dass ich gleich "Hier" geschrien hab'. Bei meinen Überlegungen wie ich mich dem Thema *Denkräume erweitern* am geschicktesten annähern könnte, kam mir recht schnell die Frage in den Sinn, was eigentlich mit Denkräumen gemeint sein soll. Räume zum Denken? Denke ich dort alleine oder mit anderen zusammen? Und was und wann denke ich dort? Und was denkt sich eigentlich mein Arbeitgeber bei der Wahl dieses Themas?

Mit jeder Menge Fragen und Assoziationen bemühe ich das Internet um Rat. Es wird doch bestimmt eine Definition von Denkraum geben. Pustekuchen. Hab' keine gefunden. Oder ich bin zu blöd zum Suchen. Kann natürlich auch sein. Überraschenderweise hat noch nicht mal Wikipedia einen Eintrag, komisch. Dafür finden sich reichlich Anbieter*innen die Räume und Unterstützung zum kreativen Denken, zum Gedankenaustausch und Ähnlichem offerieren. Dann werde ich bestimmt bei den Geisteswissenschaften fündig. Genauer gesagt in der Philosophie. Schließlich setzt

sich diese ja wohl mit dem Denken und vielem anderem mehr auseinander. Da wurde bestimmt schon über Denkräume gegrübelt. Naja, hab' wieder nichts gefunden, was für den Einstieg hilfreich wäre. Mit reichlich neuen Erkenntnissen zu philosophischen und anderen Raumtheorien und noch viel mehr Fragen und Assoziationen zum Thema Denkräume als vorher, guck ich nochmal ins Handout zum diesjährigen Thema. Wir könnten beispielsweise unsere Erfahrungen mit unseren neuen Konzepten, Methoden und Formen der (Zusammen-)Arbeit, die wir wegen der Coronapandemie entwickeln mussten, darstellen. Ja, das könnte ich. Und das werde ich auch.

Nur irgendwie beschleicht mich das Gefühl, dass bei dem Thema Denkräume erweitern einfach ‚nur‘ unsere Erfahrungen zu beschreiben nicht ausreicht. Entscheidend ist doch wie, wir mit diesen Erfahrungen zukünftig umgehen werden. Spannend ist doch die Frage, was ‚wir‘ aus und mit den Erkenntnissen der letzten beiden (Corona-) Jahre machen werden. Und ‚wir‘ meint nicht nur das Jugendbüro Lichtblick oder das IFZ, sondern uns alle.

Auch wenn ich für mich keine eindeutige Definition zu Denkräumen gefunden habe, zeigt dieser Umstand doch zugleich welches Potential in dieser fehlenden Eindeutigkeit liegt. Sie erlaubt es sich mit dem Thema ganz individuell, assoziativ und kreativ auseinanderzusetzen. Ob dies von mei-

Die offene Jugenarbeit im „Lichtblick“ stellt sich neu auf

nem Arbeitgeber so beabsichtigt war, sei jetzt mal dahin gestellt. Und, so mein Erkenntnisgewinn, ist eine eindeutige Definition von Denkraum auch völlig unerheblich. Würde sie doch nur die eigenen Gedanken von vornherein einengen. Wichtiger ist meines Erachtens die Bereitschaft sich gemeinsam über die gesammelten Erkenntnisse offen auszutauschen. Sich austauschen zu wollen, die eigenen Gedanken mit anderen teilen zu wollen. Dies bedeutet allerdings auch, sich auf Neues einzulassen und Neues auszuprobieren. Es ist zwar nicht immer leicht sich von Gewohntem zu verabschieden, aber die letzten beiden Jahre haben gezeigt, dass wir das müssen und vor allem können.

Und so mussten auch wir im Lichtblick uns von Gewohntem verabschieden, umdenken und uns an sich verändernde Gegebenheiten anpassen. Wir haben neue und digitale Angebote entwickelt oder uns von etablierten Angeboten aufgrund der Coronabestimmungen verabschiedet bzw. müssen diese bis auf weiteres aussetzen. Selbstverständlich mussten nicht nur die Angebote angepasst werden, sondern wir Mitarbeiter*innen mussten auch erstmal mit der neuen Situation klarkommen, die alle paar Wochen wieder eine neue Situation war und bleibt. Angefangen vom Betretungsverbot (16.03. - 18.05.2020), über eine erweiterte Leistungsbeschreibung (digitale Angebote), dann eine Teilöffnung, hin zur Öffnung als außerschulische Bildungseinrichtung im November 2020.

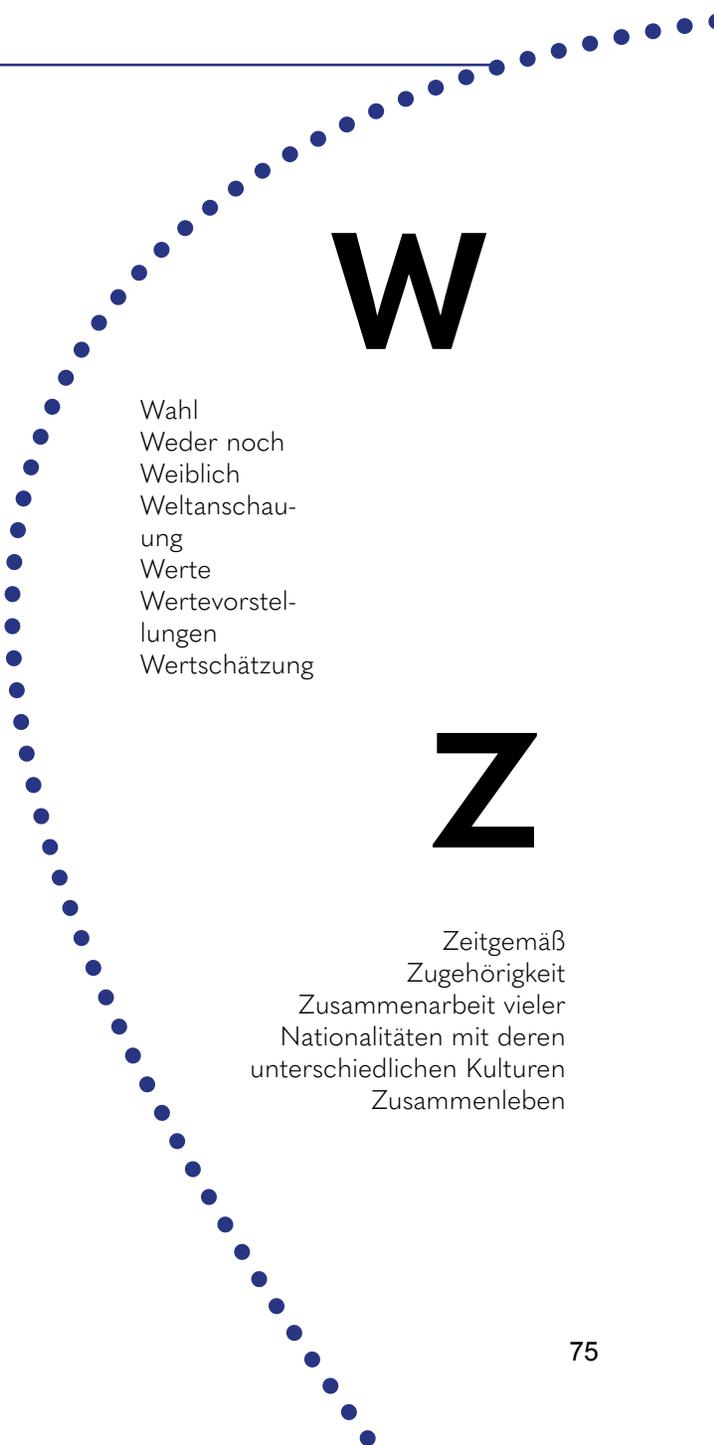
Wer leider weniger gut in dieser Zeit klargekommen ist, sind unsere Klient*innen. Durch das Betretungsverbot ist eine wichtige Stütze abhandengekommen. Nämlich der persönliche Kontakt zu uns. "Wie Betretungsverbot? Ich brauche eure Hilfe", war meist der Tenor ihrer Fragen und Anliegen, meiner Erinnerung nach. Die von uns etablierten digitalen Angebote (z.B. Instagram, Videotelefonie, Email-Beratung, Signal Messenger) wurden nur bedingt als Unterstützung empfunden. Anfangs wurden diese verstärkt zur Kontaktaufnahme mit uns angenommen und genutzt, aber im weiteren Verlauf der Pandemie immer weniger. Die Jugendlichen wollen und brauchen Treffen und Kontakt in Präsenz und nicht (nur) digital - besonders mit Ihresgleichen. Sie fühlen sich, je länger die Pandemie dauert, übersättigt von digitalen Angeboten – digital in der Schule, digital privat und jetzt auch noch digital mit uns. Kann man verstehen. Ging halt nicht anders. Und ehrlicherweise geht es uns Mitarbeiter*innen nicht anders. Bei digitaler Kommunikation fehlt zu viel und geht zu viel verloren. Ein "hört ihr mich?" bei Videokonferenzen ist im Laufe der Zeit ebenso anstrengend geworden wie eingefrorene Webcams oder Verbindungsabbrüche aufgrund schlechter Internetbandbreite oder ungenügender technischer Ausstattung.

Apropos, unsere Email-Beratung wurde auch genutzt. Es ist aber schwierig per Email Beratung durchzuführen. Mimik, Gestik und Stimme des Gegenübers fehlen und es ist im Grunde unklar,

mit wem per Email zeitversetzt kommuniziert wird. Es empfiehlt sich also nicht wirklich für die Beratungsarbeit, ganz zu schweigen vom Datenschutz, wie bei allen digitalen Angeboten.

Unser Instagram-Account wurde anfangs auch sehr positiv von den Jugendlichen aufgenommen; sie freuten sich, dass das Jugendbüro auch endlich dort vertreten ist. Mittlerweile ist die Anfangseuphorie bei allen allerdings verfliegen und es wird kaum noch zur gegenseitigen Kontaktaufnahme genutzt. Wir haben Ende des Jahres eine Umfrage zur Zufriedenheit unserer Besucher*innen über Instagram gemacht, bei der $\frac{3}{4}$ von uns angefragten Abonent*innen mitgemacht haben. Wir bekamen ein überwiegend positives Feedback für unsere Angebote und unsere Arbeit, wobei sich ein Großteil der Befragten spätere Öffnungszeiten gewünscht hat. Diesem Wunsch werden wir nachkommen und die Zeiten anpassen.

Es bleibt festzuhalten, dass persönlicher Kontakt und Face to Face-Beratung äußerst wichtig für unseren Bereich und nicht durch digitale Angebote zu ersetzen sind. Sie sind zwar eine Bereicherung, Ausweitung und Ergänzung unserer Arbeit, aber sie können den persönlichen Kontakt nur bedingt ersetzen. Hinzu kommt eine digitale Übersättigung bei den Jugendlichen, wodurch sie im Laufe des letzten Jahres immer stärker das Bedürfnis nach persönlichen Treffen sowohl mit ihrer Peergroup als auch mit uns hatten.



W

Wahl
Weder noch
Weiblich
Weltanschauung
Werte
Wertevorstellungen
Wertschätzung

Z

Zeitgemäß
Zugehörigkeit
Zusammenarbeit vieler
Nationalitäten mit deren
unterschiedlichen Kulturen
Zusammenleben

Die offene Jugendarbeit im „Lichtblick“ stellt sich neu auf

Was auch keinesfalls vergessen werden darf, ist der Umstand, dass nicht alle Jugendlichen und Familien ausreichend oder gar nicht digital ausgestattet sind. Wie sollen sie sich Unterstützung holen und ihren Bedarf äußern, wenn ihnen die Möglichkeiten fehlen? Wenn Einrichtungen und Ämter wegen Corona ein Betretungsverbot hatten und eventuell wieder haben werden. Wenn Einrichtungen der offenen Jugendarbeit ihrer Niedrigschwelligkeit beraubt und geschlossen sind? Wie können sie und wir mit ihnen in Kontakt bleiben?

Seit November 2020 sind wir eine außerschulische Bildungseinrichtung – durch diese Definition durfte das Jugendbüro weiter geöffnet bleiben und wir konnten so eine Erreichbarkeit für unsere Besucher*innen gewährleisten. Dies ist sehr gut für die Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die zu uns kommen.

Aber im Grunde schade, dass eine Einrichtung der offenen Jugendarbeit scheinbar nicht als Einrichtung der offenen Jugendarbeit geöffnet bleiben kann. Der große Stellenwert unserer Arbeit scheint noch nicht überall gesehen zu werden. Positiv ist allerdings, dass andernorts wohl Denkräume erweitert wurden, damit Jugendeinrichtungen geöffnet bleiben können – eben als außerschulische Bildungseinrichtung. Im Grunde ist es auch nur eine Ergänzung der Definition unserer Arbeit. Informelle und außerschulische Bildung war schon immer Kern offener Jugendarbeit.

Nur was passiert, wenn die Schulen wieder schließen bzw. in den Distanzunterricht gehen? Müssen wir dann auch wieder schließen?

Auch wenn es möglicherweise vor der Pandemie nicht Vielen bewusst war. Aber die Pandemie zeigt die Wichtigkeit und Notwendigkeit der offenen Jugendarbeit und aufsuchenden Arbeit. Wir sind ein wichtiger und (system-)relevanter Bezugspunkt für die Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Es wäre wünschenswert, wenn unser Arbeitsbereich, die offene Jugendarbeit generell, auch die ihm/ihr zustehende Wertschätzung erfährt und das Jugendbüro Lichtblick als offene Jugendeinrichtung geöffnet bleiben kann.

Nach wie vor ist unklar, wie lange die Pandemie noch anhält und welche langfristigen Auswirkungen sie auf die Gesellschaft haben wird. Von daher ist auch unklar welche Bedarfe Klient*innen und Mitarbeiter*innen zukünftig haben werden. Folglich auch, welche Angebote nötig werden. Bisherige Erkenntnisse zu individuellen Auswirkungen der Pandemie klingen wenig positiv. Psychische Belastungen, häusliche Gewalt, erhöhter Rauschmittelkonsum, Zukunfts- und Existenzängste, Perspektivlosigkeit, ein Voranschreiten von Individualisierungstendenzen (Vereinsamung) und so weiter und sofort. Die ohnehin für einige Jugendliche und junge Erwachsene schon nicht positiven Zukunftsaussichten, sind durch die Pandemie nicht rosiger geworden. Ganz im Gegenteil. Und

unklar ist zudem, wie diese dann mit ihrer Situation umgehen werden.

Klar ist allerdings, dass wir auf diese individuellen und gesellschaftlichen Unklarheiten flexibel reagieren müssen und reagieren können müssen! Hierzu sind eine auskömmliche und verbindliche Regelfinanzierung und Ausstattung der Einrichtung (sowohl materiell als auch personell) essenziell. Schon klar, Geld ist knapp. Aber in unserem Bereich, ach was, im sozialen Bereich insgesamt zu sparen, wäre fatal und ist falsch!

Dem Motto folgend und Denkräume erweiternd, scheinen wohl in der Finanzierung als auch bei Kooperations- und Beteiligungsformen neue Wege notwendig und sinnvoll. Sich in realen Denkräumen gemeinsam darüber auszutauschen drängt sich zwangsläufig auf. Und ich meine jetzt nicht die bisherigen Austauschmöglichkeiten wie beispielsweise Teamsitzungen, Arbeitskreise oder Sitzungen der AG 78. Nein, neuartige Formen des Austauschs sind wichtig, die eine kreative und offene Auseinandersetzung über Themen erlauben, von denen wir heute noch nicht wissen, dass sie zukünftig Themen für uns werden. Selbstverständlich mit allen relevanten Beteiligten, sprich auch mit den Menschen, die es betrifft. Nicht weil Partizipation gerade in Mode ist, sondern weil es viel mehr Sinn macht, mit den Menschen zu sprechen, als über sie. Gemeinsam sich über Möglichkeiten auszutauschen, statt Vorgaben zu machen und an eigenen Ideen festzuhalten, die eventuell

an den Bedarfen und Bedürfnissen der anderen vorbeigehen.

Für uns im Lichtblick ist ein partizipativer Ansatz nicht neu und alltägliche Praxis, die wir mit weiteren partizipativen Angeboten ausbauen möchten. Was und wie genau, bleibt abzuwarten und ist abhängig von den Ideen und Bedarfen unserer Besucher*innen. Angebote und Projekte im Bereich Demokratiebildung und Politische Bildung wären unsererseits wünschenswert.

Da es ein Bedürfnis nach längeren Öffnungszeiten für Beratung und Hilfe gibt, werden wir diese mehr in die Abendstunden hinein verlegen. Denkbar und gewünscht ist auch ein offenes Abendangebot (ab 20.00 Uhr). Mit Musik, bunten Lichtern, Filmen, Getränken, gemischtgeschlechtlich. Dieses Angebot würde auch den Bedarf der Jugendlichen und jungen Erwachsenen nach Räumen und Freiräumen bedienen. Durch aktuelle Coronabestimmungen wird dies vorerst nicht umzusetzen sein. Unabhängig vom Thema des diesjährigen Berichts haben wir eine ähnliche Idee gehabt. Denkräume erweitern läuft bei uns unter Themenabende/Salongespräche, bei denen wir uns mit den Besucher*innen zu einem bestimmten Thema austauschen möchten. Die Form des Austauschs ist dabei nicht festgelegt und könnte von Vortrag, Präsentation bis hin zu Diskussion reichen. Da wir mit Salongespräche oder Themenabend vermutlich niemand hinterm Ofenrohr hervorlocken,

brauchen wir für unseren Denkraum im Lichtblick noch einen schmissigen Namen, der unsere Zielgruppe anspricht. Am besten von ihnen selbst.

Unser Kick&Grill-Angebot im Rahmen des Sommerferienprogramms 2021 auf dem Bolzplatz am Schönhof würden wir gerne als ein regelmäßiges monatliches Sportangebot etablieren. Nicht nur weil die Jugendlichen sich dies wünschen. Nein, eher sehen wir ein Bewegungsdefizit bei den Jugendlichen nach zwei Jahren Pandemie, und möchten sie von dem heimischen Bildschirm weg wieder zu mehr Bewegung an der frischen Luft animieren.

Wie vielleicht schon deutlich geworden ist, stellen wir uns im Lichtblick neu auf und passen unsere Angebote weiter an die aktuellen Bedarfe unserer Zielgruppe und Gegebenheit an. So wollen wir nicht nur weiterhin unsere Erreichbarkeit sowohl in Präsenz als auch digital gewährleisten, sondern uns auch durch Projekte im Stadtteil noch weiter sozialräumlich engagieren. Hierdurch versprechen wir uns nicht nur neue Jugendliche auf das Jugendbüro aufmerksam zu machen und einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu werden. Vielmehr möchten wir ebenso dadurch neue Kooperationen eingehen und mit anderen Partner*innen außerhalb unseres Handlungsfeldes zusammenarbeiten. Erste Gespräche für ein generationenübergreifendes Stadtteilprojekt mit der Begegnungsstätte des Frankfurter Verbands liefen bereits. Ebenso mit

der Jugendhilfe an der Johanna-Tesch-Schule ist eine Kooperation angedacht und in Vorbereitung (die JTS ist in dem Gebäude der ehemaligen Sophienschule). Interne Kooperationen mit IFZ-Einrichtungen, beispielsweise den Wohngruppen, sollen nach Möglichkeit intensiviert werden. Unsere Netzwerkarbeit in den Arbeitskreisen möchten wir weitestgehend vollumfänglich aufrechterhalten, da wir sie als enorm wichtige Austauschmöglichkeit zu aktuellen Entwicklungen und zum Wissensaustausch erachten. Umso mehr begrüßen wir die regelmäßige Teilnahme des Sozialrathauses Bockenheim am Stadtteilarbeitskreis. Ich persönlich finde diese Öffnung und das Interesse mit uns Mitarbeitenden aus der Praxis in Kontakt zu treten, sehr gut. Es lässt mich positiv in die für uns alle unklare Zukunft (nach Corona) blicken. Und wer weiß, vielleicht lassen sich genauso Denkräume erweitern, um sie gemeinsam zu gestalten?

Ioannis Dimitriadis, Pädagogische Fachkraft im Jugendbüro Lichtblick

D

ank an Arez Ghaderi

Arez Ghaderi wurde am 31. Juli 1987 in Sanandaj, Provinz Kurdistan, Iran, geboren. Er studiert Fotjournalismus und Dokumentarfotografie an der Fachhochschule Hannover. Er fotografiert seit 2001 und hat an verschiedenen Sammlungen von Porträts und Sozialdokumentationen gearbeitet. Er hatte fünf Einzelausstellungen und mehr als 30 Gruppenausstellungen in Fotogalerien im Iran und anderen Ländern.

Auszeichnungen:

Gewinner des Fotowettbewerbs IM/AGE-19, 2022
Großer Preis des 16. jährlichen Fotowettbewerbs von InterAction Gewinner 2018

Lobende Erwähnung des Siena International Photo Award 2017

UNICEF-Foto des Jahres 2016

Gewinner der Goldmedaille von PSA Norouz Tadschikistan 2016.

Gewinner von Portugal Transversalidades in der Kultursektion, 2016.

Gewinner der Ehrenmedaille beim 9. Internationalen Emirates-Fotowettbewerb, 2015.

Gewinner des 35. NIKON-Fotowettbewerbs, 2015.
Gewinner der Goldmedaille bei der 9. Internationalen Biennale für Kinderfotografie Polen 2014.

Gewinner der Ehrenmedaille beim Internationalen Maskenfotowettbewerb Slawoniens 2012.

Gewinner des 17. Internationalen Jugendfotografiewettbewerbs Iran 2010.

Gewinner von 14 Preisen bei nationalen Fotofestivals im Iran



Zahlen – Daten – Fakten



Betreuungsplätze in den Kitas des IFZ:

2001 = 134 Plätze

2011 = 477 Plätze

2021 = 762 Plätze

plus 120 Plätze Kindertagespflege

Männliche Beschäftigte im
Bereich Kitas in Deutschland:
6%

Männliche Beschäftigte
im Bereich Kitas im IFZ:
15%



Neueinstellungen 2021: 163 Personen

Im Jahr 2021 wurden 2,4 Mio. €
an Lohnsteuer an das Finanzamt abgeführt



Elternzeit in 2021 im IFZ: 3 Männer

(das könnten gerne ein paar mehr sein)



Das **KiFaZ Niederrad** ist die Erste zertifizierte **marte-meo** Kita in Frankfurt



Es gab 2021 in unserer Erziehungsberatungsstelle 517 Ratsuchende

60% der Beratungen wurden in einer anderen Sprache als Deutsch geführt

178 Beratungssitzungen wurden per Videokonferenz durchgeführt

Für 21 Klient*innen der PSZ-Tagesstätte wurde im Oktober ein Kurzurlaub organisiert mit dem Highlight Besuch der Insel Mainau mit 11.000 farbenfrohen Dahlien im Herbst

Beim Vortrag des Imam und Pädagogen Talha Taşkınsoy zum Thema „Tierethik im Islam“ schalteten sich zeitweise bis zu 100 Personen über einen Streamingdienst dazu ein



Es haben alle **40** Kinder der ESB an der IGS Eschersheim an einem Projekt zum Thema Kinderrechte im Rahmen der „Stadt der Kinder“ teilgenommen



Die reine Kontaktzeit der Mitarbeiter*innen des Bereiches Jugendhilfe in der Schule mit Schüler*innen, bzw. Eltern betrug in 2021:

13.104 Stunden

Im Schwerpunkt Jugendhilfe in der Schule haben die Teams an **6** Standorten in 2021 ...

... **611** Schüler*innen der Klassenstufen 5 und 6 mit einem regelmäßigen Angebot zum „Soziales Lernen“ gefördert

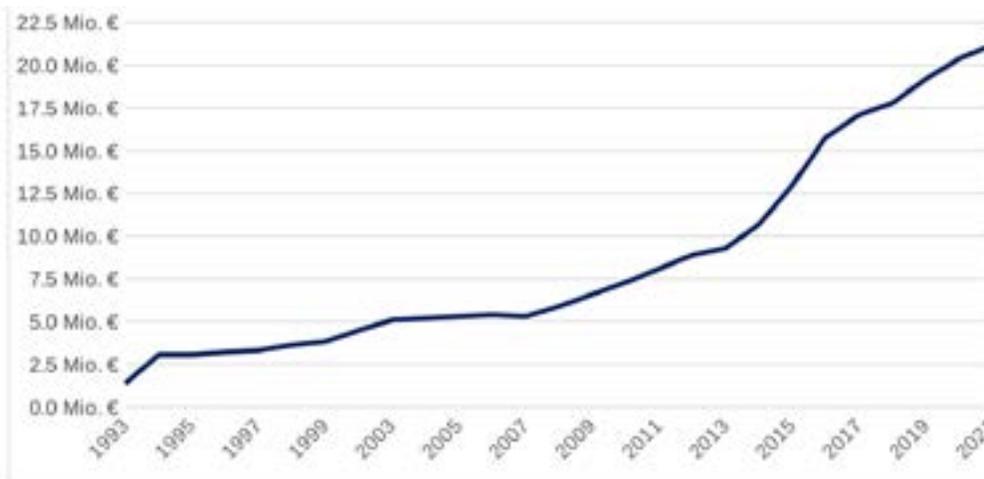
... **348** Schüler*innen vor ihrem ersten Schulpraktikum eine Kompetenzerfassung durchgeführt

... **692** Schüler*innen eine Einzelberatung in Anspruch genommen



In der „**Ersten Umfrage zur Diversität**“ lautete eine Frage: „Nennen Sie die ersten drei Begriffe, die Ihnen zum Wort Diversität spontan einfallen!“. Es kamen **241** unterschiedliche Begriffe zustande. Davon ganze **152** Einmalnennungen! Wenn das nicht divers ist!

Entwicklung der Personalkosten im IFZ:



Im Schwerpunkt Jugendhilfe in der Grundschule haben an

11 Schulen insgesamt **515** Schüler*innen die Möglichkeit einer Einzelberatung genutzt



IFZ EINRICHTUNGEN 2021/2022

GESCHÄFTSSTELLE

Hahnstr. 70
60528 Frankfurt am Main
info@ifz-ev.de
069 2648620

BETRIEBSRAT

Kaiserstr. 47
60329 Frankfurt am Main
069 24005950

HILFEN ZUR ERZIEHUNG

ERZIEHUNGSBERATUNG

Sophienstraße 46
60487 Frankfurt am Main
erziehungsberatung@ifz-ev.de
069 300389990

BESCHÜTZTER UMGANG

Falkstraße 54 a
60487 Frankfurt am Main
beschuetzterumgang@ifz-ev.de
069 71374713

TAGESGRUPPE

Falkstraße 54 a
60487 Frankfurt am Main
tagesgruppe@ifz-ev.de
069 713747-21 oder -29

AMBULANTE HILFEN ZUR ERZIEHUNG

Wurmbachstraße 6
60487 Frankfurt am Main
torsten.wyrwa@ifz-ev.de
069 79538637

WOHNGRUPPE ALT RÖDELHEIM

Alt Rödelheim 25
60489 Frankfurt am Main
wohngruppe-alt-roedelheim@ifz-ev.de
069 78997700

AWG ZWERCHWEG

Untenster Zwerchweg 8
60599 Frankfurt am Main
069 65009805

AWG HOSTATOSTRASSE

Hostatostraße 8
65929 Frankfurt am Main
awg-hostatostrasse@ifz-ev.de
069 74309530

BEWO BÜRO HÖCHST

Gersthofer Straße 5
65929 Frankfurt am Main
bewo@ifz-ev.de
069 25788520

BEWO BÜRO NIEDERRAD

Hahnstraße 70
60528 Frankfurt am Main
bewo2@ifz-ev.de
069 264862170

WOHNGRUPPE BERKERSHEIMER WEG

Berkersheimer Weg 6
60433 Frankfurt am Main
wohngruppe-berkersheimer-weg@ifz-ev.de
069 548058-20 oder -21

WOHNGRUPPE NIEDERURSEL

Praunheimer Weg 2a
60439 Frankfurt am Main
wohngruppe-niederursel@ifz-ev.de
069 95104204

JUGEND, SCHULE UND BERUF

JUGENDSOZIALARBEIT

INTEGRATIONSHILFEN

Hahnstraße 70
60528 Frankfurt am Main
integrationshilfen@ifz-ev.de
069 264862160

JUGENDBÜRO LICHTBLICK

Am Weingarten 26
60487 Frankfurt am Main
lichtblick@ifz-ev.de
069 777916

JUGENDHILFE IN DER SCHULE

WALTER-KOLB-SCHULE

Sossenheimer Weg 50 – 54
65929 Frankfurt am Main
jugendhilfe.wks@ifz-ev.de

CHARLES-HALLGARTEN-SCHULE

Am Bornheimer Hang 10
60386 Frankfurt am Main
069 98191407

FALKSCHULE

Ludwigstraße 34 – 38
60327 Frankfurt am Main
jugendhilfe.falkschule@ifz-ev.de
069 21231057

BETTINASCHULE

Feuerbachstraße 37
60325 Frankfurt am Main
santiago.palau@ifz-ev.de

PAUL-HINDEMITH-SCHULE

Schwalbacher Str. 71-77
60326 Frankfurt am Main
jugendhilfe.phs@ifz-ev.de
069 7382228

IGS 15

Gotenstraße 38
65929 Frankfurt am Main
vdh@ifz-ev.de
069 94595384

MAX-BECKMANN-SCHULE

Sophienstraße 70
60487 Frankfurt am Main
santiago.palau@ifz-ev.de

**JUGENDHILFE IN DER GRUNDSCHULE
BILDUNGSREGION MITTE**

GÜNDERRODESCHULE

Hufnagelstr. 25
60326 Frankfurt am Main
jugendhilfe.grs@ifz-ev.de

GEORG-BÜCHNER-SCHULE

Pfingstbrunnenstr. 15-19
60486 Frankfurt am Main
jugendhilfe.gbs@ifz-ev.de

BONIFATIUSSCHULE

Hamburger Allee 45
60486 Frankfurt am Main
jugendhilfe.bfs@ifz-ev.de

LIEBFRAUENSCHULE

Schäfergasse 23
60313 Frankfurt am Main
jugendhilfe.lfs@ifz-ev.de

FRANCKESCHULE

Falkstraße 71
60487 Frankfurt am Main
jugendhilfe.fs@ifz-ev.de

VIKTORIA-LUISE-SCHULE

Leonardo-da-Vinci-Allee 11
60486 Frankfurt am Main
jugendhilfe.vls@ifz-ev.de

GRUNDSCHULE EUROPAVIERTEL

Stephensonstraße 2
60326 Frankfurt am Main
jugendhilfe.gev@ifz-ev.de

KERSCHENSTEINER SCHULE

Am Spritzhaus 2
60488 Frankfurt am Main
jugendhilfe.kerschensteiner-schule@ifz-ev.de

HELLERHOF SCHULE

Idsteiner Str. 47
60326 Frankfurt am Main
jugendhilfe.hhs@ifz-ev.de

MICHAEL ENDE SCHULE

Assenheimer Str. 40
60486 Frankfurt am Main
jugendhilfe.mes@ifz-ev.de

ELSA-BRANDSTRÖM-SCHULE

Lindenstraße 2
60325 Frankfurt am Main
jugendhilfe.ebs@ifz-ev.de

STERNPILOTEN**KERSCHENSTEINERSCHULE**

Am Spritzhaus 2, 60488 Frankfurt am Main,
jugendhilfe.kerschensteinerschule@ifz-ev.de

LUDWIG-RICHTER-SCHULE

Hinter den Ulmen 10
60433 Frankfurt am Main
lrs@ifz-ev.de

GANZTAGSANGEBOTE AN SCHULEN**ESB IGS ESCHERSHEIM**

Zehnmorgenstraße 20
60433 Frankfurt am Main
igs-eschersheim@ifz-ev.de
069 53054716

ESB LUDWIG-RICHTER-SCHULE

Hinter den Ulmen 10
60433 Frankfurt am Main
lrs@ifz-ev.de
069 95205495

ESB FRAUENHOFSCHULE

Niederräder Landstraße 60-62
60528 Frankfurt am Main
frauenhofschule@ifz-ev.de
069 67725469

ESB HELLERHOFSCHULE

Idsteiner Straße 47
60326 Frankfurt am Main
esb-hellerhofschule@ifz-ev.de
069 21235254

ESB UHLANDSCHULE

(Pakt für den Nachmittag)
Ostendstraße 35
60314 Frankfurt am Main
vdh@ifz-ev.de

CHARLES-HALLGARTEN-SCHULE

(GTA Profil 3)
Am Bornheimer Hang 10
60386 Frankfurt am Main
069 98191407
vdh@ifz-ev.de

COMENIUSSCHULE (Hausaufgabenhilfen)

Burgstraße 59
60389 Frankfurt am Main
vdh@ifz-ev.de

IGS15 (GTA Profil 3)

Palleskestraße 60
65929 Frankfurt am Main
vdh@ifz-ev.de

FALKSCHULE (GTA Profil 1)

Ludwigstraße 34 - 38
60327 Frankfurt am Main
vdh@ifz-ev.de

KINDERTAGESBETREUUNG

KITA ESCHERSHEIM

Im Geeren 80
60433 Frankfurt am Main
kita-eschersheim@ifz-ev.de
069 69524962

KITA LINDENVIERTEL

Blauglockenweg 2
65929 Frankfurt am Main
kita-livi@ifz-ev.de
069 30037724

KITA RÖDELHEIM

Rödelheimer Bahnweg 27
60489 Frankfurt am Main
kita-roedelheim@ifz-ev.de
069 7137789100

KIFAZ OSTEND

Ostendstraße 70 -72
60314 Frankfurt am Main
kifaz-ostend@ifz-ev.de
069 40354711

HORT FALKSTRASSE

Falkstraße 54a
60487 Frankfurt am Main
hort.falkstrasse@ifz-ev.de
069 71374720

KITA FRANKFURTER BERG

Wacholderweg 3
60433 Frankfurt am Main
kita-frankfurterberg@ifz-ev.de
069 905465180

KITA REBSTOCKPARK

Montgolfier-Allee 10
60486 Frankfurt am Main
kita-rebstockpark@ifz-ev.de
069 24779749

KITA SACHSENHAUSEN

Sachsenhäuser Landwehrweg 301 a
60598 Frankfurt am Main
kita-sachsenhausen@ifz-ev.de
069 638095450

KIFAZ NIEDERRAD

Im Mainfeld 5a/7a
60528 Frankfurt am Main
kifaz-niederrad@ifz-ev.de
069 47870010

FACHDIENST KINDERTAGESPFLEGE

Ostendstr. 70
60314 Frankfurt
kindertagespflege@ifz-ev.de
069 94344451

ERWACHSENE UND FAMILIEN**MIGRATION UND FAMILIE**

**INTERKULTURELLE FAMILIENBILDUNG
INTERKULTURELLES BEGEGNUNGSZEN-
TRUM**

**MIGRATIONS-/ ALLG. SOZIALBERATUNG
BERATUNGS- U. TREFFANGEBOTE FÜR
ÄLTERE MIGRANT*INNEN UND DEUT-
SCHE**

Ostendstraße 70
60314 Frankfurt am Main
gusti-gebhardt-haus@ifz-ev.de
069 9434440

PSYCHOSOZIALES ZENTRUM**TAGESSTÄTTE**

**BETREUTES WOHNEN FRANKFURT
BETREUTES WOHNEN OFFENBACH
PSKB**

**BEGEGNUNGSSTÄTTE
AMBULANTE PSYCHOSOZIALE
VERSORGUNG VON
ASYLBEWERBER*INNEN**

Standort Frankfurt:
Rödelheimer Bahnweg 29
60489 Frankfurt am Main
psz@ifz-ev.de
069 71377890

Standort Offenbach:
Frankfurter Str. 67
63067 Offenbach
069 985595-91/92

Impressum

Geschäftsstelle:	Hahnstr. 70 60528 Frankfurt am Main Telefon: 069 - 26 48 62 -0 E-Mail: info@ifz-ev.de Internet: www.ifz-ev.de
Träger:	Internationales Familienzentrum e.V. Gemeinnütziger Verein Mitglied des Caritasverbandes Frankfurt
Bankverbindung:	Postbank Frankfurt am Main IBAN: DE23 5001 0060 009 9216 06 BIC: PBNKDEFFXXX
Vorstand:	Stefan Gebauer, Vorsitzender Dr. Elisabeth Gebhardt-Jaekel, stellv. Vorsitzende Paul Friese Martin Ostmann Dr. Michael Kühn
Geschäftsführer:	Karsten Althaus
Redaktion:	Anna Willich, Jens Dohrmann, Sergio Terelle, Torsten Wyrwa, Karsten Althaus
Titelgrafik:	Arwin Qaderi
Gestaltung:	Janin Stötzner / www.janin-stoetzner.de
Auflage:	1.800 Exemplare



20²¹
22

Praxis und Theorie im Internationalen Familienzentrum

DENK
RÄUM ERWEITERN

Internationales Familienzentrum e.V.
www.ifz-ev.de

